Bis zum Rubicon.

Roman

aus

Julius Cäsar's Jugendleben.

Von

Lucian Herbert.

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Erstes Kapitel.

Die Braut des Piraten.

Cäsar, der auf das Verdeck geführt wurde, erstaunte über die Pracht, die daselbst herrschte.

Der Boden war mit kostbaren Teppichen bedeckt, welche die Zimmer einer Königswohnung hätten zieren können und über den ganzen Raum des Verdecks war ein Purpurzelt gespannt, dessen Baldachin von vergoldeten Säulen getragen wurde.

Duftende Gewächse rahmten den Purpurpavillon ein und bildeten Bosquets mit grottenartigem Hintergrunde, aus welchen Wasserstrahlen hervorschossen.

Auf einem Ruhebette, das mit Löwen- und Pantherfellen bedeckt war, lag ein schönes Mädchen von üppigen Formen, dessen Stirn ein Diadem und dessen volle, nackte, weiße Arme eine Reihe von Goldspan-

gen zierten, welche die kunstvollste Arbeit zur Schau trugen.

Ueber dem Ruhebette, über welches Palmenbäume ihre großen Blätter fächerartig spannten, war eine Art Thron aufgerichtet, auf welchem im abenteuerlichsten Gewande, eine Musterkarte von Purpur, Sammt und Seide aller Farben, der Kappadocier saß.

Negermädchen führten vor dem Brautpaare Tänze auf und drehten sich in den buntesten Verschlingungen, bald allein, bald unter Beihülfe der Piraten, welche die Tänze mit Gesängen begleiteten.

Nicht weit von dem Throne, auf welchem der Kappadocier saß, waren von schneeweißem libyschem Stoffe sechs kleine Zelte aufgerichtet, in deren jedem ein Ruhebett stand, das mit gold- und purpurdurchwirkten Stoffen ausgeschlagen war.

Die Pracht der Einrichtung konnte sich wohl mit jener des Pavillons nicht messen, in welchem die Braut des Kappadociers lag, aber es herrschte auch hier noch großer Luxus, nur daß die farbenreichen Felle der seltenen wilden Thiere fehlten, welche der Abtheilung, die sich der Kappadocier vorbehalten, ein so originelles, lebensvolles und saftiges Colorit verliehen.

Die Mädchen, welche in kostbarer Gewandung auf diesen Ruhebetten lagen, waren nicht weniger schön

als die Braut des Kappadociers, aber ihre Stirnen umspannte kein Perlendiadem und an ihre Arme war nicht jene Ueberfülle von Geschmeide verschwendet, welche die Braut des Kappadociers beinahe belastete.

Die Glücklichen, welchen das Loos die schönen Mädchen zugeworfen hatte, lagen auf prächtigen Teppichen zu den Füßen ihrer Bräute und waren der Gegenstand neidvoller Betrachtung von seiten ihrer Kameraden.

Als man die Gefangenen auf das Verdeck brachte, verstummte auf einen Augenblick die Musik und der Kappadocier erkundigte sich mehr mit dem Blicke als mit Worten nach dem Stande derer, die man ihm zuführte.

„Der junge Mann nennt sich Cajus Julius Cäsar und scheint sich auf seinen Namen etwas zu gute zu thun!“ sagte der Pirat, der sich des dem Epidius gehörigen Schiffs bemächtigt hatte, zu dem Kappadocier.

„Barbaren, die Ihr seid, wenn Ihr den Namen Cäsar nicht kennt!“ wandte sich Cäsar zu dem Piraten, der versucht hatte ihn zu höhnen, während er ihn dem Kappadocier vorstellte. „In Rom kennt jedes Kind den Neffen des Marius!“

„Vom Marius haben wir wohl gehört“, sagte der Kappadocier, den stolzen Jüngling, dessen Furchtlosig-

keit ihm imponirte, mit Wohlgefallen betrachtend, „aber Du muthest uns zu viel zu, wenn Du glaubst, daß wir auch seine ganze Verwandtschaft kennen sollen! Hast Du schon etwas gethan, was die Augen der Welt auf Dich gelenkt hätte?"

„Ich habe mir Sulla's Haß zugezogen, ist das für meine Jahre nicht genug?" fragte Cäsar.

„Du fliehst also wohl vor Sulla?" forschte der Kappadocier.

„Ich gehe mit diesem braven Manne nach Bithynien!" sagte Cäsar, auf Epidius zeigend.

„Nach Bithynien!" erwiderte der Kappadocier lächelnd, indem er seine Umgebung mit einem eigenthümlichen Blicke streifte. „Du wirst das Land in großer Aufregung finden. Willst Du nicht eine Botschaft an den König von Bithynien übernehmen?"

„Warum nicht? Willst Du mich freilassen?"

„Sobald Du ein mäßiges Lösegeld bezahlt hast. Du nennst Dich den Neffen des Marius und fliehst vor Sulla. Mit Rücksicht auf diesen doppelten Empfehlungsbrief will ich das Lösegeld niedrig bemessen. Du gibst uns hunderttausend Sesterzien!"

„Du bist ein Narr, daß Du von Cäsar ein so kleines Lösegeld verlangst!" sagte Cäsar. „Ich gebe Dir aus freiem Antriebe das Doppelte!"

„Ich wäre der Narr, für den Du mich erklärt hast, wenn ich das freiwillig Gebotene ausschlagen sollte!" erwiderte der Kappadocier lachend. „Wie willst Du die zweimalhunderttausend Sesterzien beschaffen?"

„Mein Begleiter wird sie in Rom holen!" sagte Cäsar, der sich zuvor durch einen Blick mit Epidius verständigt hatte. „Willst Du ihm vergönnen, ans Land zu gehen und nach Rom zu reisen?"

„Ich werde ihm einen zuverlässigen Begleiter mitgeben!" entschied der Kappadocier. „Sobald mir dieser das Geld gegeben hat, steht der Fortsetzung Deiner Reise kein Hinderniß im Wege."

„Fürchtest Du nicht, daß der Mann, den Du meinem Diener als Geleitsmann zur Seite gibst, als Pirat erkannt und aufgegriffen wird, sobald er den Boden Italiens betritt?" warf Cäsar ein.

„Er wandelt so sicher in Italien wie wir hier auf dem Meer!" sagte der Kappadocier zuversichtlich. „Nur einer könnte ihn verrathen", fuhr er dann mit einem beredten Seitenblicke auf Epidius fort, „und für diesen einen bürgst Du uns! Kehrt mein Bote aber, wie ich hoffe, mit Deinem Diener und dem Lösegelde unversehrt zurück, so will ich ein Uebriges thun und Dir mit meinen Schiffen bis an die Küste Bithyniens das Geleit geben!"

„Du bist sehr großmüthig!“

„Nur eigennützig! Ich möchte, daß Dir auf der Weiterreise kein Unfall mehr zustößt, damit Du dem König von Bithynien zuverlässige Kunde geben kannst von dem Hochzeitsfeste, welches Kynokephalos von Kappadocien auf offenem Meere mit der Königstochter von Bithynien feierte!“

Cäsar machte eine Geberde des Erstaunens.

„Dieses schöne Mädchen ist die Tochter des Königs Nikomedes von Bithynien?“ fragte er mit einem Blicke auf das geschmückte Mädchen, welches unter den Palmen auf kostbaren Löwen- und Tigerfellen lag.

Der Kappadocier nickte mit dem Kopfe und sagte lächelnd:

„Du staunst? Ich wundere mich nicht darüber, denn es kommt nicht alle Tage vor, daß ein kappadocischer Pirat eine Königstochter freit! Myrsa wäre mir auch um alle Schätze ihres Vaters nicht feil! Ich hätte Nikomedes sein halbes Reich abpressen können, wenn ich aus seiner Tochter einen Handelsartikel hätte machen und ihm die geraubte wieder verkaufen wollen. Der jetzt kinderlose Mann hätte mir all sein Gold verschrieben, wenn er die Tochter wiederbekommen hätte, aber der Kappadocier gibt die Königstochter nicht heraus, und noch in späten Tagen soll man wie von

etwas Besonderem von dem Piraten sprechen, der sich mit der Königstochter vermählte."

„Vielleicht schützt Dich der vornehme Schwiegervater einst vor dem Kreuzestod, wenn Du gefangen werden solltest!" sagte Cäsar, den der Uebermuth des Seeräubers verdroß und dem die unglückliche Lage, in welcher sich die bithynische Königstochter befand, nahe ging. Es wunderte ihn nur, daß sich diese so theilnamlos in ihr trauriges Schicksal zu ergeben schien.

Der Kappadocier nahm die Spottrede Cäsar's nicht übel, sondern sagte gelassen:

„Du scheinst reich zu sein, Cäsar, mir gegenüber hast Du Dich wenigstens als Verschwender gezeigt. Wie wär's, wenn Du, sobald ich Dich freigegeben, Schiffe gegen mich ausrüstetest? Bekommst Du mich in Deine Gewalt, so magst Du Dir das Vergnügen machen, mich an das Kreuz schlagen zu lassen; ich neide Dir dann auch das Erbe nicht, welches Dir in der Person meiner Wittwe zufallen würde!"

Der Kappadocier winkte, Cäsar war entlassen.

Die Schaar der leichtgewandeten Tänzerinnen brauste wieder heran.

Ihnen nach jagte der Troß der Männer, unter welchen sich diesmal auch die Glücklichen befanden, welchen das Loos die Zofen Myrsa's zugeworfen hatte.

Berauscht von dem Anblick ihrer Bräute und vielleicht auch vom glühenden Falerner hatten sie sich in den Tanz gemischt.

Es war ein wahres Rasen, und die Evolutionen, welche die hin und her tobenden Paare ausführten, gaben ein um so groteskeres Ensemble, als Tänzer und Tänzerinnen brennende Fackeln in der Hand schwangen.

Mit dem Rauche, der von den Fackeln aufstieg, mischte sich der duftende Rauch aus silbernen Schalen, in welchen kostbare Gewürze zum Glühen gebracht worden waren.

Während ein Meer von Wohlgerüchen das Verdeck einhüllte, bewegte sich Cäsar langsam der entgegengesetzten Seite desselben zu, auf der es minder bunt und stürmisch zuging, da dort die Piraten nur zechten und spielten.

Er mußte an der Zeltgruppe vorüberkommen, in welcher auf schwellenden Kissen die sechs Mädchen ruhten, die mit Myrsa in die Gefangenschaft der Piraten gerathen und im Augenblick von ihren dem Tanze huldigenden Bräutigamen verlassen waren.

Als Cäsar eins der Zelte streifte, fühlte er sich von einem der Mädchen am Arme erfaßt.

In demselben Augenblicke hörte er, wie ihm das

Mädchen, das ihm ein schönes, aber leidenschaftlich bewegtes Gesicht zeigte, die Worte zuflüsterte:

„Ich bin des Nikomedes von Bithynien Tochter. Ich habe Dein Gespräch mit dem Kappadocier belauscht. Du gehst nach Bithynien — rette mich. Mein königlicher Vater wird Dir's lohnen!"

Cäsar traute seinen Ohren kaum, als er diese geheimnißvollen Worte hörte, die mehr hingehaucht als gesprochen worden waren.

Er starrte, über das Räthsel, das sich ihm hier mit einem Male aufdrängte, nachdenkend, noch immer nach der Stelle, wo ihm das Mädchen erschienen, als dieses schon lange wieder zu seinem Ruhebette zurückgekehrt war.

Blitzschnell, wie es gekommen, war es auch verschwunden.

Es fürchtete offenbar bemerkt zu werden.

Cäsar fragte sich verwundert, wer hier eigentlich die Königstochter sei, die, welche der Kappadocier dafür hielt und ausgab, oder die, welche sich so eben ihm gegenüber als solche bekannt hatte.

Wenn er an die Apathie der Braut des Kappadociers dachte, die ihm schon früher aufgefallen war, und mit dieser räthselhaften Gleichgültigkeit die leidenschaftliche Erregtheit des Mädchens verglich, das ihm

so eben ein unerwartetes Geheimniß ins Ohr gehaucht hatte, so neigte er sich dem Glauben zu, daß er es in der letztern mit der Tochter des Nikomedes zu thun habe.

Das bedrängte Mädchen sollte nicht umsonst an seine Großmuth und Energie appellirt haben.

Er wollte Alles versuchen, es aus seiner unglücklichen Lage, aus den Händen, in die es gefallen war, zu reißen.

Dem Kappadocier war seine Braut zwar um keinen Preis feil. Wer weiß, dachte Cäsar, ob es dessen Kameraden mit ihren Bräuten ebenso genau nehmen!

Vielleicht war der Bräutigam der eigentlichen Königstochter, der keine Idee davon zu haben schien, welcher kostbare Preis ihm zugefallen war, zu bestimmen, sein Anrecht auf dieselbe aufzugeben.

Cäsar hielt sich in der Nähe der Zelte auf, bis der Pirat, dem das Mädchen, dessen Bekanntschaft er so eben auf eigenthümliche Art gemacht hatte, tanzgesättigt zurückkehrte.

Er sah erhitzt aus und machte ein finsteres Gesicht, als er sich von Cäsar angehalten sah.

Cäsar ließ sich durch die unfreundliche Miene nicht abschrecken und sagte:

„Deine Braut gefällt mir, guter Freund, würdest Du sie mir wohl abtreten?“

Der Pirat maß den jungen Mann, der ihm einen so sonderbaren Antrag stellte, vom Kopfe bis zu den Füßen; Zorn und Lachlust kämpften bei ihm um die Oberhand und die letztere siegte.

„Du wärst kein Thor!“ brummte er lachend.

„Bedenke, daß es der Mädchen genug gibt!“ nahm Cäsar wieder das Wort. „Seltener aber als Mädchen sind Beutel mit Sesterzien. Ich biete Dir ein Häuflein solcher Beutel für Deine Braut!“

Der Pirat sah nun um Vieles ernster aus als früher.

Der Antrag des jungen Mannes kam ihm nicht mehr so komisch vor.

Während er nachdenklich vor sich hinsah, fuhr Cäsar fort, ihn zu haranguiren.

„Bedenke, guter Freund“, sagte er, „daß der Glücksrausch, den uns Frauen bereiten, ein kurzer und vorübergehender zu sein pflegt. Dauernd aber blinkt das Gold, und der Genuß, den es uns gewährt, ist ein reeller. Du wirst nicht ewig bleiben wollen, was Du bist, Tage werden kommen, wo es Dir lieblicher scheinen wird, in Ruhe auf festem Lande zu leben, als ewig auf dem Meere in der Gefahr zu schweben, gefangen und gekreuzigt zu werden.“

Die Miene des Piraten schien Cäsar Recht zu geben.

„Ich biete Dir für das Mädchen hunderttausend Sesterzien. Mein Diener, der morgen nach Rom geht, das Lösegeld zu holen, wird Dir Goldstangen im Werthe von hunderttausend Sesterzien mitbringen. Bist Du zufrieden?"

Da der Pirat noch immer mit sich zu kämpfen schien, setzte Cäsar noch hinzu:

„Und noch eins! Wenn Du einmal den Römern in die Hände fallen solltest, so magst Du Dich zu Deinem Glücke erinnern, daß Du einst mit Cajus Julius Cäsar gesprochen und Gelegenheit gehabt hast, ihm eine Gefälligkeit zu erweisen, die er Dir nie vergessen wird. Wenn Du ihn in den Tagen der Gefahr anrufst, wird er Dich vom Tode retten, denn sein Name gilt etwas in Rom, und nicht ewig wird der Tyrann Sulla in diesem Rom herrschen!"

„Die Götter mögen Sulla verderben!" schrie der Pirat. „Ich habe in seinem Heere gedient und er hat mich schlecht behandelt, sodaß ich desertirte und zu den Piraten ging."

„Du bist also in Rom nicht unbekannt", rief Cäsar, „und wirst also auch den Namen Cäsar kennen."

„Wer würde ihn nicht kennen! Aber große Herren vergessen leicht! Wer bürgt mir dafür, daß Du Dich nach Jahr und Tag noch des Piraten erinnern wirst, der Dir seine Frau abgetreten hat?"

„Dieser Ring!" sagte Cäsar entschlossen, den Ring mit dem Bilde der bewaffneten Venus vom Finger streifend und dem Piraten reichend. „Er ist mir theuer und ich trenne mich nur ungern von ihm. Er soll Dich über Deine ungewisse Zukunft beruhigen. Fällst Du den Römern in die Hände, wie Ihr ihnen wohl über lang oder kurz alle in die Hände fallen werdet, so wird dieser Ring verhindern, daß man mit Dir gleich den übrigen kurzen Proceß macht. Wer immer berufen sein wird über Dich zu richten, der Ring des Cäsar wird bei ihm Dein Fürsprecher werden. Wenn Du ihn bitten wirst, er möge mir den Ring einhändigen und das gegen Dich gefällte Todesurtheil so lange unvollzogen lassen, bis ich mich Deiner habe annehmen können, so wird er Dir sicher willfahren. Und solltest Du den Ring nicht zu Deiner Rettung gebrauchen, so sollst Du fünfzigtausend Sesterzien von mir erhalten, wann und wo Du mir ihn immer überreichen magst!"

Der Pirat nahm den Ring, der Handel war abgeschlossen.

Cäsar setzte den Kappadocier von demselben in Kenntniß und dieser hätte nichts gegen das Geschäft einzuwenden gehabt, wenn er auch in der Laune gewesen wäre, sich mit etwas Anderem zu beschäftigen als mit seiner Braut und dem Glücke, eine Königstochter sein zu nennen.

Während der Kappadocier mit der vermeintlichen Königstochter koste, trat Cäsar an das Ruhebett des Mädchens, das er für die wirkliche Tochter des Königs von Bithynien zu halten Grund hatte.

Ein Blick voll ängstlicher Spannung traf ihn, als er mit strahlender Miene eintrat.

„Dein Wunsch ist erfüllt“, sagte Cäsar leise, „ich habe Dich aus der Hand des verhaßten Bräutigams befreit.“

Ein freudiger Aufschrei des Mädchens beantwortete die Anrede Cäsar's.

Aber die Freude hielt nicht lange an, bald kehrte die Angst wieder und das Mädchen fragte mit scheuem Blick:

„Wem gehöre ich nun, nachdem ich nicht mehr die Braut des Piraten bin?

„Du bist mein, ich habe Dich Deinem Bräutigam abgekauft.“

„Was willst Du mit mir machen? Wirst Du

großmüthig sein und mich nach Bithynien zurückführen?“

„So schön und begehrenswerth Du auch bist, Myrsa“, rief Cäsar mit Wärme, den Ton seiner Stimme aber immer vorsichtig dämpfend, damit kein unberufenes Lauscherohr seine Worte vernehme, „ich werde Dich Deinem Vater doch nicht vorenthalten!“

Myrsa richtete einen Blick voll Dankbarkeit auf den jungen Mann, der ihr wohl zu gefallen schien.

„Du mußt Dir für eine kurze Zeit gefallen lassen, für meine Sklavin zu gelten“, fuhr Cäsar fort. „Denn wenn der Kappadocier die leiseste Ahnung hätte, daß Du des Nikomedes Tochter seiest, so wäre es um Dich geschehen und Du ihm verfallen. Ich könnte dann nichts mehr für Dich thun, den er will um jeden Preis eine Königstochter zur Gemahlin haben!“

„Glücklich der Augenblick, in dem mir die Götter den Gedanken eingaben, mit meiner Zofe Roxane die Rollen zu tauschen!“ rief Myrsa. „Du wirst Dich wohl gewundert haben, daß ich mich Dir als die Tochter des Nikomedes vorstellte, nachdem Dir der Kappadocier gesagt, daß seine Braut die Königstochter sei. Höre, wie das kam. Ein Fürstensohn aus dem mit Bithynien grenzenden Galatien hatte durch einen Gesandten bei meinem Vater Nikomedes um meine Hand ange-

halten. Mein Vater, der ein schwacher Mann ist und mit allen seinen Nachbaren gern in Frieden lebt, hatte nicht den Muth, den Gesandten mit einem bestimmten Nein abzuweisen, obgleich ihm mein Entschluß, mich nicht verheirathen zu wollen, wohl bekannt war. Ich erfuhr zufällig, daß der Galatier mit stattlichem Gefolge von Ancyra aufgebrochen und unterwegs sei, um seine Werbung in eigener Person und eindringlicher in Nikomedia zu erneuern. In dieser Bedrängniß faßte ich den Entschluß, die Götter zu befragen und von ihrer Antwort mein Schicksal abhängig zu machen. An der äußersten Spitze von Bithynien, bei Daseilium, hart an der Stelle, wo der Bithynien von Mysien scheidende Fluß Rhyndakus sich in die Propontis ergießt, steht auf hohem Berge der Tempel der Göttin, unter deren Schutz meine Mutter in der Nacht meiner Geburt wenige Stunden vor ihrem Tode mein Leben gestellt. Dorthin wollte ich von Nikomedia pilgern, um der Göttin zu opfern. Mein Vater gab mit schwerem Herzen die Erlaubniß zu dem weiten Opfergange und mit kostbaren Geschenken beladen zog ich, von sechs Zofen begleitet und von hundert Mann aus der Leibwache meines Vaters beschützt, gegen Daseilium aus. Ich erreichte glücklich Nicäa und Prusa, umging, ohne einer Gefahr zu begegnen, die Seen Ascanius

und Appolomalis und langte nach vierwöchentlicher Wanderung am Fuße des Tempels der Göttin an. Während ich ihn mit meinem Gefolge von Mädchen erkletterte, blieb meine Schutzwache am Fuße des Berges zurück, dessen Gipfel der Tempel krönte. Aber welches Entsetzen befiel mich, als ich, oben angelangt, eine Anzahl von Schiffen am Gestade erblickte, deren Bemannung in der Ausschiffung begriffen war. Ich erkannte in den Landenden Seeräuber, welche es sicherlich auf den Tempel bei Daseilium abgesehen hatten. Waren doch erst einige Wochen verflossen, seit sie den Junotempel in Samos und den Cerestempel zu Hermione ausgeplündert hatten. Jetzt streckten sie die frevelhafte Hand nach den Schätzen des Tempels aus, der mich eben beherbergte. Meine Verzweiflung war grenzenlos, keine Rettung winkte mir, da hatte ich noch die Geistesgegenwart, meine Dienerinnen um mich zu versammeln und sie schwören zu lassen, daß sie die als die Tochter des Nikomedes gelten lassen wollten, der ich mein Diadem um die Stirne werfen würde. Darauf wählte ich mir die schönste aus, daß sie meine Rolle spiele, während ich mich zu ihrer Sklavin erniedrigte."

„Du rechnetest darauf, daß Dich die Piraten nicht kannten?" warf Cäsar ein.

„Und ich hatte mich nicht verrechnet!" sagte Myrsa

mit dem Kopfe nickend. „Kaum hatte ich mich der Abzeichen meiner hervorragenden Stellung begeben, als ich wildes Geschrei und Waffenlärm hörte.“

„Die Piraten waren mit Deiner Schutzwache in Kampf gerathen?“ fragte Cäsar lebhaft.

„In einen Kampf, der leider nur zu bald entschieden war“, sagte Myrsa traurig. „Der Piraten waren tausend, meiner Beschützer hundert und die Tempelwache selbst bestand nur aus hundert paphlagonischen Schleuderern. Auch diese wurden von den den Berg unaufhaltsam hinaufstürmenden Piraten bald niedergemetzelt und ich fiel mit allen meinen Begleiterinnen den Räubern in die Hände. Jetzt zeigte es sich, wie klug ich gehandelt, daß ich eine Andere mit dem Diadem bekleidet hatte. Die Piraten, welche ihre Helfershelfer überall auf dem festen Lande hatten und durch geheimnißvolle Signale mit ihnen verkehrten, waren in Kenntniß davon gesetzt, daß sich die Tochter des Nikomedes nach dem Tempel von Daseilium begeben habe. Sie wollten zwei Trümpfe zugleich ausspielen, den Tempel plündern und der Tochter des Königs Nikomedes sich bemächtigen. Beides gelang ihnen, nur daß mich die List vor dem Unglücke bewahrte, die Braut des Kappadociers werden zu müssen. Meine Dienerinnen haben das Geheimniß gewissenhaft bewahrt, und wenn

sie je nach Bithynien zurückkehren sollten, wird sie mein Vater für ihre Treue königlich belohnen."

„Wer weiß, ob sie ihr gegenwärtiges Schicksal so beklagenswerth finden, als Du wohl meinst!" sagte Cäsar. „Sie freien jung und ihre Männer sind nicht übel, und da diese über kurz oder lang von meinen Landsleuten doch gefangen und gekreuzigt werden, so kann es geschehen, daß Deine Dienerinnen noch als jugendliche Wittwen nach Bithynien zurückkehren, um sich dort zum zweiten Male zu vermählen. Vorläufig aber ist es mir vorgekommen, als ob sich jene, welche Deine Rolle zu spielen übernommen hat, den wilden und von Dir so sehr verabscheuten Kappadocier ganz gern als Bräutigam gefallen ließe."

Zweites Kapitel.

Myrsa und Urbilia.

Nach der mit Epidius getroffenen Vereinbarung wollten die Seeräuber die Rückkehr dessen, den sie für einen Diener Cäsar's hielten, bei der Insel Farmakusa erwarten, wo die Piraten einen ihrer geschütztesten Zufluchts- und Sammelorte hatten.

In die Höhlen, welche die ungeheuren Felsvorsprünge Farmakusas bildeten, zogen sich die Geschwader der Piraten zurück, wenn sie sich ihren Verfolgern gegenüber in der Minderzahl sahen.

Von Farmakusa gingen die Signale und Befehle nach den verschiedensten Richtungen aus und das Admiralat der Seeräuber hatte gleichsam in den unzugänglichen Schlupfwinkeln dieser zerklüfteten Inselgestade sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Anfangs hatten die Piraten Delos zu ihrem Sammelplatz gewählt.

Das war zu der Zeit, wo sie noch nicht so geschickt waren und zerstreut operirten.

Denn schon seit langer Zeit hatten die Einwohner derjenigen Inseln, die unweit der Küsten von Jonien und Karien lagen, die Freibeuterei auf dem Meere getrieben; Karthagos Zerstörung, die Eroberung mancher asiatischen Provinzen und die Zertrümmerung von Griechenlands Freiheit hatte die große Anzahl landflüchtiger Menschen noch ansehnlich vermehrt und den streifenden Piratenflotten manchen neuen Schwarm von Vertriebenen zugesendet.

Noth und Mangel, Rachgierde und Kampflust vereinigte Männer, die ein Band der Gleichheit wenigstens insofern umschlang, als sie nichts mehr zu verlieren hatten.

Mit allen Mächten im Krieg, nur unter sich selbst im Frieden, wuchsen sie oft zu ansehnlichen Geschwadern empor und zerstäubten ebenso oft wieder zu einzelnen Fahrzeugen.

Von Aegyptens, Cyperns und Syriens Königen zuweilen aus Privatabsichten unterstützt, durchstreiften sie die Meere von Cyrene bis Kreta, die Gewässer an Griechenlands und Kleinasiens Küsten, die sie ihrer

Einträglichkeit wegen das goldene Meer zu nennen pflegten.

Unter Mithridates' Regierung stiegen sie aber vollends zu einer gefürchteten Macht heran.

Dieser Fürst, dem jedes Mittel genehm war, sobald er durch dasselbe der ihm verhaßten Macht Roms ein Paroli zu biegen vermochte, hatte sich der Piraten in seinen Kriegen mit Erfolg bedient.

Als er endlich seine asiatischen Besitzungen aufgeben mußte, traten die aus seinen Diensten entlassenen Piraten unter sich selbst in eine Verbindung, die nun nicht mehr für eine bloße vorübergehende Zusammenrottung angesehen werden konnte.

Fast alle Eilande des Aegäischen Meeres, der größte Theil von Pamphilien und Pontus, von Rhodus und Cypern wurden Mitglieder dieses Bundes.

Man faßte sie nunmehr unter dem Gesammtnamen Cilicier zusammen; denn Ciliciens klippenvolle Küste, wo das Taurusgebirge sich in steilem Kettenzuge bis zum Meere hin erstreckt, bot ihnen willkommene Zufluchtsstätten, wenn es sich um momentane Flucht oder bequeme Theilung der Beute handelte.

Von Cilicien aus durchstrichen sie die westlichen Meere bis gegen Spanien hin, plünderten Knidos,

Kolophon, Samos und andere reiche Städte und raubten Griechenlands und Asiens schönste Tempel aus.

Die Römer sahen sich von ihnen nicht nur auf einzelnen Schiffen angegriffen, sondern Siciliens und Afrikas Kornflotten wurden oft von ihnen weggenommen, die wichtigsten Häfen durch ganze Geschwader gesperrt, alle Handelszweige vernichtet, die Meere selbst zur Winterszeit unsicher gemacht.

Nicht blos an den Küsten Italiens landeten sie, sogar in die Mündung des Tiber liefen sie ein, überfielen die Villen der reichen Patricier, raubten edle Männer und Weiber, überwanden den gegen sie ausgeschickten Prätor Bellienus und stürzten ihn ins Meer.

Es ist Nacht und die Schiffe des Kappadociers haben bei Farmakusa beigelegt, dessen unheimliche Grottenvorsprünge grelles rothes Fackellicht beleuchtet.

Auf dem Verdecke liegt Cäsar auf kostbaren Teppichen zu den Füßen Myrsa's und liest dem schönen Mädchen, das er dem Seeräuber abgekauft, ein Gedicht in griechischer Sprache vor, in welchem er Hercules feierte.

Als er von Myrsa's üppigen Lippen reichliches Lob für die wohlklingenden Verse geerntet hatte, declamirte er einige Scenen aus einem Trauerspiele, welches

Oedipus zum Helden hatte und von ihm während seiner Gefangenschaft verfaßt worden war, die nun schon vierzehn Tage dauerte und ihm weit langweiliger vorgekommen wäre, wenn er nicht zuweilen in Myrsa's wundervolle blaue Augen hätte blicken können.

Wer konnte es ihm verargen, wenn er, wo ihm zwei so schöne Augen in nächster Nähe glänzten, nur selten an seine Gemahlin Cornelia und an seine Geliebte Urbilia dachte?

Je wilder und ungeschlachter die Barbaren waren, in deren Gewalt er sich befand, einen desto wohlthätigern Eindruck mußte das sanfte, einnehmende Wesen Myrsa's auf ihn machen, die das, was er an ihr gethan, sowie die tausend Aufmerksamkeiten, in denen er sich täglich gegen sie erschöpfte, durch zarte Dankbarkeit vergalt, in deren Kundgebungen das Wohlgefallen, das sie an ihrem schönen und ritterlichen Retter empfand, bald genug bemerkbar hervortrat.

Während Cäsar die Königstochter durch den melodischen Vortrag seiner Verse zu ergötzen suchte, hatten sich einige von den Leuten des Kappadociers um ihn gesammelt und lauschten mit Aufmerksamkeit dem Flusse seiner Rede.

Sie verstanden nicht viel von dem, was er sagte, aber die einschmeichelnde Art seines Vortrags gefiel ihnen unwillkürlich.

Denn hatte Cäsar es auch nicht so gemacht wie jene römischen Redner, welche, als sie sich in der Beredtsamkeit übten, einen Flötenspieler neben sich hatten, damit er ihnen stets den rechten Ton angebe, so sprach er doch sehr schön und mit so angenehmer Modulation, daß man ihm gern zuhörte.

Er selbst fand jedoch an seinem Zuhörerkreise wenig Geschmack, und als er sah, daß eine ganze Gruppe von Barbaren auf seine ausschließlich für Myrsa's zartes Ohr berechneten Worte lauschte, wandte er sich mit drohender Miene an die unberufenen Zuhörer und herrschte ihnen zu:

„Was lungert Ihr da, Ihr Dummköpfe? Für Euch gibt es kein Griechisch, für Euch sind keine Verse gewachsen! Wenn ich ein Buch über die Wahrsagekunst, auf die Ihr so viel haltet, verfaßt haben werde, dann will ich Euch rufen und Euch etwas daraus vorlesen! Vielleicht findet Ihr dann auch in der Abhandlung die Prophezeiung, daß Ihr einmal noch alle hängen werdet! Einstweilen packt Euch, Ihr Halbmenschen, und stört mich nicht! Opfert lieber Euren Göttern, damit sie recht viele Waldbrände schicken, vielleicht bleibt dann kein Holz übrig für die Kreuze, an welche Ihr geschlagen zu werden verdient!"

Die Piraten lachten und zogen sich zurück.

Sie nahmen dem vornehmen Gefangenen die Drohworte nicht übel, denn sie fürchteten die Kreuze nicht und fühlten sich ganz sicher auf ihren Schiffen.

„Diese Halbmenschen glauben fest, daß das Holz, an welches sie genagelt werden sollen, noch im Safte stehe!“ grollte Cäsar den sich gleichmüthig Entfernenden nach und wandte sich dann im vertraulichen Flüstertone zu Myrsa, indem er sagte:

„Du kannst mir nicht glauben, wie ich das Leben unter diesen verthierten Menschen satt habe! Schade um jede Stunde, die ich unter ihnen zubringen muß. Ich gäbe etwas darum, wenn ich Epidius, dessen Rückkehr möglicherweise erst in drei, vier Wochen erfolgen dürfte, nicht erwarten müßte. Ich schmeichle mir immer mit dem Gedanken, daß uns ein unerwarteter Glücksfall die Bahn früher freimacht. Hast Du Gelegenheit gehabt, mit Deinen Zofen zu sprechen, Myrsa?“

„Sie befolgen den Wink, den ich ihnen gegeben, und werden nicht müde, ihren Männern die Herrlichkeiten und Reichthümer Bithyniens zu preisen!“ entgegnete Myrsa.

„Wenn sie ihnen unausgesetzt das schöne Lied von den Fleischtöpfen Bithyniens vorsingen, so machen sie sie nach und nach geneigt, das gelobte Land kennen zu

lernen", meinte Cäsar. „Begünstigt uns der Zufall und sind wir einmal in der Lage, ihnen durch den Mund ihrer Frauen das lockende Wort: Auf nach Bithynien! zuzurufen, so haben wir sie und können auf sie rechnen."

Während Cäsar sich in Hoffnungen wiegte, für welche vorläufig eigentlich noch jede Grundlage fehlte, wurde durch Lichtsignale die Ankunft eines Piratenschiffs angekündigt.

Dasselbe hatte reiche Beute und viele Gefangene gemacht, welche es nach Farmakusa in Sicherheit brachte.

Die Neugierde trieb Cäsar, der Ausschiffung beizuwohnen, da das Schiff Beute und Gefangene an den Kappadocier abgab, um bald darauf wieder auf einen neuen Raubzug in die See zu stechen.

Cäsar war nicht wenig erstaunt, als er unter den Personen, welche dem Kappadocier zur Aufbewahrung übergeben wurden, Urbilia erkannte.

Er näherte sich ihr und gab sich ihr zu erkennen.

Sie richtete einen scheuen Blick auf ihn, denn ihr Vertrauen zu ihm hatte einen harten Stoß erlitten, seit er sie in den sabinischen Bergen rath- und hülflos zurückgelassen hatte.

Wohl hatte sie damals den Brief erhalten, den

er bei den Leuten, die ihn zuletzt beherbergt hatten, für sie zurückgelassen hatte.

Aber sie konnte ihm doch die Herzlosigkeit nicht vergessen, mit der er sie gerade in dem Augenblick sich selbst überlassen hatte, wo sie hingegangen war, um die Vestalinnen zu seiner Rettung aufzurufen.

Wenn sie einen andern Ausweg gewußt hätte, so würde sie das in dem Briefe an sie gerichtete Ansinnen, sich in Cornelia's Schutz zu begeben, zurückgewiesen haben.

Da sie sich jedoch scheute, zu ihrem Vater zurückzukehren und nicht ziel- und mittellos im Lande umherstreifen konnte, so mußte sie sich wohl oder übel entschließen, das Asyl aufzusuchen, auf welches sie Cäsar etwas ungroßmüthig verwiesen hatte.

Mit beklommenem Herzen ging sie, Cornelia aufzusuchen, welche sich damals auf ihrer Villa bei Antium, hart am Meere, aufhielt.

Cornelia hatte sich auf diese Besitzung zurückgezogen, weil sie die Rückkehr ihres Bruders Cinna aus Spanien erwartete.

Cinna hatte sich anfänglich dem alten Kriegskameraden seines Vaters Sertorius angeschlossen, der in Spanien noch immer gegen Sulla's Heere heldenmüthig kämpfte.

In der letzten Zeit jedoch hatte dem jungen Manne ein ernstes Zerwürfniß mit Sertorius die Rückkehr in die Heimat wünschenswerth erscheinen lassen und er hatte sich brieflich an seine Schwester gewandt, damit sie das Terrain in Rom sondire.

Cornelia hatte dieses natürlich den Plänen ihres Bruders höchst ungünstig gefunden.

Von Sulla's Großmuth war nicht viel zu hoffen und so mußte sie denn gleichzeitig für den Gatten und für den Bruder zittern.

Da ihr der letztere mitgetheilt hatte, daß seine Stellung in Spanien vollkommen unhaltbar geworden sei und er auf jede Gefahr hin zurückkehren wolle, so hatte sie sich, kurz nach ihrem Besuche in Catilina's Villa bei Eretum, auf ihr am Meeresgestade bei Antium gelegenes Gut begeben und ihren Bruder wissen lassen, daß er bei Antium landen möge, wo sie ihn so lange zu verbergen suchen werde, bis sie Freunde gefunden haben würde, die sich seiner bei Sulla mit Erfolg anzunehmen in der Lage wären.

An dem Tage, an welchem Urbilia in Cornelia's Villa angekommen war, hatte sich Cornelia nach der einige Stunden von der Villa entfernten Stelle begeben, bei welcher ihr Bruder Cinna nach der zwischen ihnen getroffenen Vereinbarung seine Landung bewerkstelligen wollte.

Während Urbilia die Abwesende erwartete, landeten die Piraten bei Antium und überfielen die am Meeresstrande gelegenen Landhäuser, darunter auch jenes Cornelia's.

Sie schleppten Alles mit sich fort, was in ihre Hände fiel, und als Cornelia am Abend mit ihren Bruder, der seine Landung glücklich bewerkstelligt hatte, in ihr Landhaus zurückkehrte, fand sie dasselbe vollständig ausgeraubt und den Arzt und die gesammte Dienerschaft entführt.

Davon, daß Urbilia sie erwartet hatte und in die Hände der Räuber gefallen war, hatte sie nicht einmal eine Ahnung, da die Piraten Niemand von den Hausbewohnern zurückgelassen hatten, welcher der Gebieterin die Einzelnheiten des Vorgefallenen hätte hinterbringen können.

Drittes Kapitel.

Eine Falle.

Sobald Cäsar von Urbilia erfahren hatte, auf welche Art sie in die Gewalt der Piraten gekommen sei, ging er daran, die Personen aufzusuchen, welche zum Gefolge seiner Gemahlin gehörten.

Diese waren außerordentlich erfreut, als sie Cäsar erblickten, und stellten sich zu seiner Verfügung.

„Jetzt werde ich bald frei sein!" rief Cäsar. „Ihr werdet ans Land gesetzt werden und von den Provinzstädten das Lösegeld für mich eintreiben. Ich will es nicht einmal als Geschenk haben, es soll ihnen später bis auf den letzten Sesterz zurückgezahlt werden."

Die römischen Ritter und Senatoren hatten nämlich das Recht, wenn sie in Gefangenschaft gerathen waren, von den Provinzstädten und Bundesgenossen ihre Los-

kaufung geradezu, nicht etwa als eine Gefälligkeit, sondern als eine Schuldigkeit zu fordern.

So hatte vor kurzem P. Clodius in einem ganz gleichen Falle zum König Ptolemäus von Cypern geschickt, und die Sparsamkeit, die dieser Fürst bei dieser Gelegenheit bewies, hatte ihm sein Königreich gekostet.

Cäsar machte nun dem Kappadocier den Antrag, daß er ihm das Lösegeld binnen drei Tagen schaffen wolle, wenn er gestatte, daß der Arzt seiner Gemahlin mit einigen Dienern ans Land gehe und die Bürger von Milet begrüße, welches nur wenige Stunden von Farmakusa entfernt war.

Es war übrigens nicht blos der Wunsch, möglichst bald die Freiheit zu erlangen, welcher Cäsar antrieb, dem Kappadocier dieses Ansinnen zu stellen.

Er wollte auch ein Zusammentreffen Urbilia's mit ihrem Vater verhindern, welches unvermeidlich eintreten mußte, wenn er so lange bei den Piraten blieb, bis Epidius mit dem Lösegelde von Rom eintraf.

Cäsar fand den Kappadocier geneigt, auf seinen Vorschlag einzugehen, und auch bereit, ihm Urbilia für ein Lösegeld von zwanzigtausend Sesterzien abzutreten.

Der Arzt hatte daher von den Bürgern von Milet

dreihundertzwanzigtausend Sesterzien zu beschaffen, von welcher Summe zweihunderttausend das Lösegeld für Cäsar, hunderttausend das Abstandsgeld für Myrsa und zwanzigtausend das Lösegeld für Urbilia repräsentirten.

„Wenn Du das Geld bringst, so bringe auch eine Ladung köstlicher Gerichte!“ sagte Cäsar zu dem Arzte; „wir wollen unsere guten Freunde, die Piraten, bewirthen, später hängen wir sie doch!“

Als der Arzt das mit vier Ruderern bemannte Schiff, das ihn nach Milet bringen sollte, bereits zu besteigen im Begriff war, flüsterte ihm Cäsar noch zu:

„Sorge auch für einen ausgiebigen Schlaftrunk. Diese Halbmenschen sollen Cäsar kennen lernen!“

Es schienen geheimnißvolle Pläne zu sein, welche Cäsar verfolgte.

Wenn er sie aber ausführen wollte, so war Epidius in Lebensgefahr.

Cäsar mußte daher verhindern, daß Epidius in die Falle ging.

Bei des letztern Abreise war ausgemacht worden, daß derselbe, nachdem er das Lösegeld in Rom aufgetrieben, mit seinem Begleiter zu Lande bis Rhegium reisen sollte, wo sie ein Ruderschiff erwarten und nach

Farmakusa bringen sollte, wohin sich der Kappadocier mit seinem kleinen Geschwader begeben wollte.

Cäsar wandte sich an den Kappadocier mit dem Ersuchen, Epidius in Rhegium durch einen Vertrauten verständigen zu lassen, daß er ihn und das Lösegeld nicht weiter brauche.

„Du erhältst das Lösegeld aus Milet", sagte Cäsar, „und ich setze sofort meine Reise nach Bithynien fort. Meinen Diener Epidius kann ich in der nächsten Zeit entbehren, weil ich die Diener meiner Gemahlin mitnehme, die sich jetzt in Deiner Gefangenschaft befinden. Ich hoffe, Du läßt sie mit mir ziehen, nachdem ich Dir für meine Person ein doppelt so hohes Lösegeld in Aussicht gestellt habe, als Du selbst verlangt hast!"

„Sie mögen mit Dir gehen!" entschied der Kappadocier. „Und da Du mir das Lösegeld von Milet beschaffst, so mag Dein Diener das Geld behalten, welches er von Rom geholt hat, und zusehen, wie er auf eigene Hand nach Bithynien kommt. Das Schiff, welches so eben die Beute und die Gefangenen von Antium nach Farmakusa gebracht hat, segelt morgen nach Rhegium. Dort hätte es Deinen Diener mit seinem Begleiter aufnehmen sollen. Jetzt werde ich dem letztern durch den Kapitän sagen lassen, daß er Deinen Diener

freigeben möge, da Du anderweitig für die Beschaffung des Lösegeldes gesorgt hättest."

„Ich werde dem Kapitän einen Brief für meinen Diener mitgeben, der ihm den Sachverhalt aufklären soll", sagte Cäsar.

„Ich habe nichts dagegen", schloß der Kappadocier die Unterhaltung.

Nachdem Cäsar den Brief an Epidius in so vorsichtigen Ausdrücken abgefaßt hatte, daß es nichts auf sich hatte, wenn ihn auch der Kappadocier erbrach, um den Inhalt der Mittheilung zu erfahren, begab er sich zu Myrsa und flüsterte ihr zu:

„Der Augenblick, auf den ich gerechnet habe, ist da. Mit dem Lösegelde werden köstliche Speisen von Milet kommen und ich werde dem Kappadocier mit seinen Leuten ein Gastmahl anbieten. Wenn dieselben benebelt sein werden, wird mein Arzt einen Schlaftrunk in den Wein mischen. Sobald den Leuten die Augen zufallen, machen wir uns über sie her, knebeln und binden sie und besteigen das Ruderschiff, welches jetzt unterwegs nach Milet ist, um das Lösegeld zu holen."

„Wird man von den übrigen Schiffen nicht unsere Flucht gewahren?" warf Myrsa ängstlich ein.

„Wenn die Männer Deiner Zofen gemeinschaft-

liche Sache mit uns machen, so bin ich über den Ausgang unbesorgt", meinte Cäsar.

„Ich glaube, daß wir ihrer Mitwirkung sicher sein können", sagte Myrsa. „Nisa, die schlaueste meiner Zofen, hat mir erst vor wenigen Minuten zugeflüstert, daß ihr Mann entschlossen sei, bei der ersten Gelegenheit mit ihr nach Bithynien zu fliehen, wo sie ihm eine sorgenlose und ehrenvolle Zukunft vorgegaukelt hat, während ihn hier doch nur der Tod erwartet, sei es im Kampfe, sei es in schmählicher Gefangenschaft. Denn nicht ewig kann die Herrschaft der Piraten dauern, und je übermüthiger sie es treiben, desto eher wird sie ihr Verhängniß erreichen. Nisa hat ihren Mann bestimmt, dies auch seinen Kameraden vorzustellen. Wenn Du ihnen in dem Augenblick, wo Du sie brauchst, eine reiche Belohnung als Preis für ihren Uebertritt in Aussicht stellst, so sind sie Dein!"

„Die Stellung des Schiffs begünstigt uns auch", bemerkte Cäsar. „Das Schiff des Kappadociers liegt so vor Anker, daß es der offenen See am nächsten ist und wir diese erreichen können, ohne an den übrigen Schiffen vorbei zu müssen. Das Ruderschiff wird uns rasch von hinnen tragen, wenn die kräftigen Fäuste der Männer Deiner Zofen die Ruder führen. Wir

sind unser nicht zu viele für das Schiff; Du und ich —"

„Meine sechs Zofen, Dein Arzt und Deine Diener und die fünf Ruderer", zählte Myrsa.

„Und ein Mädchen, gegen welches ich Verpflichtungen habe", ergänzte Cäsar zögernd. „Urbilia heißt sie, ein Zufall hat sie mir unerwartet wieder zugeführt; sie hat mir vor kurzem, als ich unstät und flüchtig umherirrte, wesentliche Dienste geleistet."

„Du liebst sie?" fragte Myrsa rasch und sah Cäsar forschend an.

„Ich bin ihr gut", sagte dieser nicht ohne eine gewisse Verlegenheit. „Ehe ich Dich kennen lernte, liebte ich sie."

Myrsa schien durch diese Antwort nicht vollkommen befriedigt worden zu sein, sagte jedoch:

„Das Mädchen mag mit uns gehen. Wenn Dir damit ein Gefallen geschieht, so will ich sie unter meinen Schutz nehmen und sie als meine Freundin behandeln."

„Du hast das edelste Herz, Myrsa!" rief Cäsar in aufrichtiger Freude, da ihm ein Stein vom Herzen gefallen war.

Er hatte es nicht gewagt, Myrsa um das zu ersuchen, was sie jetzt selbst in einer Anwandlung von Großmuth anbot, und doch lag darin die einzige Mög-

lichkeit, Urbilia's Stellung in Bithynien haltbar zu machen, ihre Lage angenehm zu gestalten und einen Gesichtspunkt zu finden, von welchem aus man Epidius, wenn er nach Bithynien kommen sollte, die Anwesenheit seiner Tochter daselbst in einem plausiblen Lichte erscheinen lassen konnte.

Hatte sich Myrsa erst Urbilia's angenommen, so war es ein Leichtes, sie in die weitere Sachlage, soweit man dies eben wollte, einzuweihen und sie zu bestimmen, Epidius durch ein Märchen zu täuschen.

In einer so abenteuerlichen Zeit, wo Epidius eben selbst eine Entführung auf dem Meere bestanden hatte, mußte es ihm ganz glaublich erscheinen, wenn man ihm sagte, daß Urbilia am Tage des Pompejanischen Triumphs entführt und auf ein Schiff geschleppt worden, welches Piraten gehörte und einem bithynischen Geschwader in die Hände fiel, das die Gefangenen befreite und nach Nikomedia brachte, wo Urbilia die Aufmerksamkeit der Königstochter erregte, die sich ihrer wohlwollend annahm.

Cäsar hatte von dem Arzte seiner Gemahlin und von Urbilia erfahren, daß Sulla die Acht, die er über ihn verhängt hatte, auf Fürbitte der Vestalinnen aufgehoben habe.

Hatte dieser Gnadenact für ihn auch in einem

Augenblicke, wo er auf einem Boden stand, auf welchem Sulla's Macht nichts galt, nur eine untergeordnete Bedeutung, so wußte er doch, daß er ihn nur der Intervention Urbilia's zu verdanken habe, welche das Interesse der Vestalinnen für ihn und sein Schicksal rege gemacht hatte.

Dieser neuerliche Beweis von Urbilia's Liebe rührte ihn und war ihm ein Sporn, der Zukunft Urbilia's eine möglichst gute Wendung zu geben, da er sich sagen mußte, daß es nur ihr Unglück besiegeln hieße, wenn er ihre Leidenschaft für ihn wach hielt, nachdem sein Gefühl für sie durch Myrsa's Dazwischentreten eine unleugbare Abkühlung erfahren hatte.

Hätte nicht ein tiefes Interesse Cäsar an Myrsa gefesselt, so hätte er sich wahrscheinlich entschlossen, jetzt nach Rom zurückzukehren, da ihm dort keine Gefahr mehr drohte.

So aber war es nicht blos eine Ehrenpflicht, welche ihn antrieb, die durch ihn befreite Myrsa ihrem königlichen Vater zuzuführen, sondern es wäre ihm auch peinlich gewesen, sich gerade jetzt von Myrsa zu trennen, wo ihm die verlockende Aussicht winkte, nachhaltigen Eindruck auf das Herz des schönen Mädchens zu machen.

Die Begnadigung kam Cäsar wenigstens insofern

zu gute, als er es, wenn dieselbe mittlerweile nicht erfolgt wäre, nicht gewagt hätte, von Milet das Lösegeld zu verlangen.

Dem Geächteten hätten die Mileter dasselbe schon aus Connivenz für Sulla sicherlich verweigert.

Cäsar fand einen Augenblick, wo er Urbilia andeuten konnte, was er im Schilde führe und wie er speciell für sie gesorgt habe.

Sie ließ in ihrer Passivität Alles mit sich geschehen, und empfand sie es auch schmerzlich, daß sie Cäsar's Liebe so gut wie verloren habe, so tröstete sie sich doch in ihrem Schmerze mit der Aussicht, in Nikomedia ein angenehmes, glänzendes Leben führen zu können.

Die alte Vorliebe für Pracht und Wohlleben, die sich schon im väterlichen Hause bei ihr bemerkbar gemacht und später nur in der alles Andere zurückdrängenden Liebe zu Cäsar ein Gegengewicht gefunden hatte, regte sich wieder bei ihr und die Herrlichkeiten, die ihrer an der Seite der Königstochter in der bithynischen Hauptstadt warteten, entschädigten sie einigermaßen für den Verlust der Liebe Cäsar's.

Es dauerte keine drei Tage, so waren die Abgesandten Cäsar's mit dem Lösegelde da und der Kappadocier sowie der Cilicier, dem Cäsar Myrsa abgekauft hatte, befriedigt.

Der Kappadocier ließ es sich gern gefallen, daß Cäsar ihn und seine Leute bewirthete, und die Zofe Nisa hatte ihrer Herrin hinterbracht, daß die Gatten ihrer Gefährtinnen bereit seien, sich von dem Kappadocier zu trennen und ihren Frauen nach Bithynien zu folgen.

„Das Glück ist mit uns!" sagte Cäsar, indem er dem Arzte einen Wink gab, seinen Schlaftrunk bereit zu halten. „Die Dummköpfe, die in die Schlinge gefallen sind, die ich ihnen gelegt habe, sollen sich um das Lösegeld geprellt sehen. Nicht einen Deut sollen sie bekommen; die einzige Münze, in der wir sie bezahlen wollen, sei das Hohnlachen!"

Als der Kappadocier von dem schweren Weine, den ihm Cäsar hatte credenzen lassen, betäubt war und seine Leute ihrer Sinne nur noch halb mächtig waren, spielte der Arzt den letzten Trumpf aus und mischte den rasch wirkenden Schlaftrunk in die Pokale.

Diese gingen noch eine Stunde von der Hand zum Munde, dann wurde es still auf dem Verdecke, auf welchem es noch vor kurzem so laut und lustig hergegangen war.

Jetzt hielt Cäsar den rechten Augenblick für gekommen und rief den fünf Ciliciern, die sich von ihren Frauen zur Flucht hatten überreden lassen und neben

Cäsar's Leuten die einzigen waren, die ihre Nüchternheit bewahrt hatten, zu:

„Auf! Wer mit Cäsar geht, der mag sich das Geld des Kappadociers nehmen! Bindet den Kappadocier und werft ihn mit einem Knebel im Munde in den untern Schiffsraum! Mit seinen Leuten thut dasselbe!"

Die fünf Cilicier ließen sich das nicht zweimal sagen, warfen sich auf den Kappadocier, nahmen ihm die zweimalhunderttausend Sesterzien ab, die er vor wenigen Stunden in Goldstangen als Lösegeld erhalten hatte, und machten ihn wehrlos.

Dann stürzten sie sich, von den Leuten Cäsar's und den Zofen Myrsa's unterstützt, auf die übrigen Schläfer, und in wenigen Minuten war Alles, was auf dem Schiffe hätte Widerstand leisten können, gebunden und geknebelt.

Cäsar hatte inzwischen das kleine Ruderschiff, dem sie sich anvertrauen wollten, flott gemacht, wobei ihm Myrsa und Urbilia behülflich waren.

Die übrigen Gefangenen hatte der Kappadocier schon vor einigen Tagen, um sein Schiff nicht zu sehr mit Menschen anzufüllen, an die übrigen Schiffe seines Geschwaders abgegeben.

In der nächsten Stunde verließ das Ruderschiff,

von den kräftigen Ciliciern in Bewegung gesetzt, die Höhlen von Farmakusa, ohne daß die übrigen Schiffe etwas davon merkten.

Der Wind war dem kleinen Fahrzeuge, das Cäsar trug, günstig, es konnte in drei, vier Tagen die Strecke zwischen Milet und Nikomedia zurücklegen.

Viertes Kapitel.

Am Hofe eines asiatischen Königs.

Im Königsschlosse zu Nikomedia geht es hoch her. Die Tafeln brechen fast unter der Last der Schüsseln, die Musik spielt heitere Weisen, um so finsterer aber schaut der Mann darein, der in einer Ecke des Saals kettenbelastet in einem eisernen Käfig kauert.

Der Mann hinter den eisernen Gitterstäben ist der Kappadocier.

Er hatte sich vermessen, eine Königstochter freien zu wollen, er muß nun zusehen, wie die Königstochter an der Seite Cäsar's, dem sie ihre Befreiung zu danken hat, süßen Falerner schlürft.

An seinem engen Gefängniß vorbei, in welchem er sich kaum umdrehen kann, huschen lautlosen Schrittes die Diener hin und tragen die Weinkrüge den Ciliciern zu, welche sonst dem Kappadocier gehorcht hatten.

Heute sind sie Gäste des Königs von Bithynien und werden an einer eigenen Tafel bedient; neben ihnen sitzen ihre Frauen und lachen und schäkern mit ihnen.

Sie ist auch darunter, welche der Kappadocier für die Königstocher hielt und auf den Glauben hin, daß sie des Nikomedes von Bithynien Tochter sei, zu seiner Frau machte.

Sie hat es ihm nie verziehen, daß er sie nur darum zum Weibe nahm, weil er sie für eine Königstochter hielt, und höhnt sie ihn auch nicht wie die andern, so bekennt sie sich doch auch nicht zu ihm.

Vor vierzehn Tagen hatte der Kappadocier noch bei Farmakusa gelegen und Feuer und Flammen gegen Cäsar gespien, der ihm mit dem Lösegelde durchgegangen war und die Frauen entführt hatte.

Er wollte sein Müthchen an Milet kühlen, weil er glaubte, daß die Mileter mit Cäsar gemeinschaftliche Sache gemacht und den letztern bei der Ausführung seiner Pläne unterstützt hätten.

Aber die Mileter waren auf ihrer Hut, und während der Kappadocier noch vor der Stadt kreuzte, auf den Augenblick lauernd, wo er über sie herfallen könnte, raffte Cäsar in Nikomedia schon eine Hand voll Schiffe zusammen, mit denen er über den Kappadocier herfallen wollte.

Er hatte es ihm und seinen Leuten oft versprochen, daß er sie noch alle ans Kreuz nageln lassen wollte, und er wollte sein Wort rasch lösen.

Kaum hatte er den König von der Sorge um sein Kind befreit, dasselbe unversehrt in seine Arme gelegt und die Cilicier, die ihm bei der Flucht behülflich gewesen waren, dem Wohlwollen des Königs empfohlen, als er auch schon mit dem in aller Eile zusammengerafften Geschwader gegen Farmakusa aufbrach, wo er den Kappadocier noch anzutreffen hoffte.

Um ihm kräftiger beikommen zu können, schickte er Eilboten auf dem Landwege nach Milet, um die Mileter von seiner bevorstehenden Ankunft zu benachrichtigen und sie aufzufordern, auf ein bestimmtes Signal mit ihren Schiffen zu ihm zu stoßen.

Es verstand sich von selbst, daß die Mileter sich dies nicht zweimal sagen ließen, da sie selbst das größte Interesse dabei hatten, die Piraten zu züchtigen und unschädlich zu machen.

Zudem waren sie verpflichtet, auf Verlangen der Römer zu jeder Stunde eine gewisse Anzahl Schiffe in See stechen zu lassen.

Während der Kappadocier sich noch mit der Hoffnung trug, die Mileter seinen Grimm fühlen zu lassen,

sah er sich plötzlich von der vereinten bithynischen und miletischen Flotte angegriffen.

Er hätte sich vielleicht in die Grotten von Farmakusa zurückziehen und, auf die dort aufgestapelten Vorräthe gestützt, Succurs abwarten können, aber die Mileter legten sich gleich im Anfang des Gefechts so geschickt zwischen seine Schiffe und die Insel, daß sie ihm den Rückzug abschnitten.

Er mußte sich nach hartnäckigem Widerstande ergeben.

Cäsar brachte die Gefangenen nach Pergamus und forderte den Prätor Junius Silanus, der damals Kleinasien im Namen Roms verwaltete, auf, strenges Gericht über sie zu halten.

Silanus war aber ein geiziger Mann und die ansehnliche Beute reizte seine Habgier.

Mit frostigen, zweideutigen Mienen antwortete er dem feurigen Cäsar, er wolle auf Bestrafung der Verbrecher bei Gelegenheit bedacht sein, Cäsar möge sie nur mit ihren Schätzen ans Land bringen lassen und ihm übergeben.

Cäsar verstand den Geizhals.

Ueberzeugt, daß der Prätor die Gefangenen nicht mit dem Tode bestrafen, sondern verkaufen und sich überdem durch das, was ihnen einst gehört, bereichern werde, ließ er mit keinem Blicke oder Worte seine Empfindlichkeit merken.

Er ging zu Schiff, machte aus den den Piraten abgenommenen Schätzen zwei Theile und forderte dann die Mileter auf, zuzugreifen, sich den einen Theil anzueignen und dann die Schiffe der Heimat zuzuwenden.

Er selbst behielt für seine bithynischen Freunde die zweite Hälfte der Beute und verließ noch in derselben Stunde mit dem bithynischen Geschwader Pergamus, dem habsüchtigen Prätor das leere Nachsehen lassend.

Nikomedes empfing den siegreich Heimkehrenden aufs feierlichste und behandelte ihn wie einen Freund und Bruder.

Hatte ihm jener doch die Tochter, das einzige Kind zurückgebracht, nachdem es der alte Mann bereits verloren gegeben.

Er umgab Cäsar mit den höchsten Ehren und es gab in Bithynien Niemand, den Nikomedes über den Befreier seiner Tochter gestellt hätte.

Es wäre ihm sehr lieb gewesen, wenn er Cäsar mit der Hand dieser Tochter hätte belohnen können.

Cäsar hatte es sich von Nikomedes als eine besondere Gunst erbeten, das Castell bewohnen zu dürfen, in welchem Hannibal, der erbitterte Römerfeind, sein Leben beendet hatte.

Er schlief in demselben Zimmer, in welchem Hannibal seine letzten Pläne gegen Rom schmiedete, noch

als fast siebzigjähriger Greis an dem Knabenschwur festhaltend, den er in seines Vaters Hamilkar Hand abgelegt.

Gegen dieses Castell hatte der bithynische König Prusias, auf Anstiften des römischen Gesandten Flaminius, die Mörder ausgesandt, damit sie seinem greisen Gaste, der ihm so getreu und erfolgreich in seinem Kriege gegen den König Eumenes beigestanden, meuchlings den Garaus machten.

Vielleicht stand jetzt Cäsar's Ruhebett auf derselben Stelle, auf welcher der in seinem letzten Asyl aufgescheuchte Karthager das Gift nahm, das er immer bei sich trug, um seinen Feinden nicht einmal unversehens lebend in die Hände zu fallen.

Da, wo vor hundert Jahren ein Herz plötzlich zum Stillstehen verurtheilt wurde, das mit Haß gegen Rom erfüllt gewesen, schlug jetzt das jugendliche, feurige Herz eines Römers, der keinen andern Gedanken hatte als den, Rom immer größer und mächtiger werden zu sehen.

Wo Hannibal gegen Rom intriguirte, da wollte Cäsar darüber nachdenken, wie er Rom eine neue Provinz zuführen könnte.

Der Ruhm des Pompejus scheuchte ihn aus seinem Schlaraffenleben auf.

Fast in demselben Augenblicke, wo er in Bithynien ans Land gestiegen war, war ihm die Nachricht zu Ohren gekommen, daß Pompejus den Sertorius, den letzten versprengten Parteigänger seines Oheims Marius, drüben in Spanien vollständig überwunden habe und demnächst zum zweiten Male im Triumphe in Rom einziehen würde.

Mit dem Schmerze über den Fall des Sertorius ging das neidvolle Gefühl Hand in Hand, daß es gerade der kaum um fünf Jahre ältere Pompejus sein müsse, dem der große Wurf gelungen, dem letzten Marianer die Waffen aus den Händen gewunden zu haben.

Mächtig regte sich in ihm der Ehrgeiz, und er erwog, wie die Chancen seiner Zukunft steigen möchten, wenn er, der Neffe des Marius, den Parteigängern des Sulla gerade jetzt einen Querstrich durch die Rechnung machte, indem er ihnen zeigte, daß er auch da sei und Rom in sein Herz geschlossen habe.

Wenn Pompejus die Provinz Spanien Rom zu Füßen legte, warum sollte es ihm unmöglich sein, das Reich auch um eine schöne Provinz zu vergrößern?

Bithynien war zwar kein Spanien an politischer Bedeutung, aber wenn er es für Rom gewann, so schwächte er doch den Eindruck der Großthaten der Sullaner und zwang die Leute in Rom zu dem Bekenntniß, der

Neffe des Marius lege auch nicht die Hände in den Schooß und gewissermaßen sei seine Gabe sogar die werthvollere, weil sie keinen Schwertstreich und keines Römers Blut gekostet.

Und wie sich Cäsar raschen Blicks über die Lage der Dinge in Bithynien orientirte, so war es gar nicht unmöglich, daß er Bithynien an Rom brachte.

Nikomedes war das Prototyp eines asiatischen Monarchen. Weichlich im Glücke, zaghaft in der Bedrängniß, schwelgerisch in seiner Tafel, zügellos in seinen Sitten, war ihm an der Zukunft seines Reichs wenig gelegen.

Er liebte außer sich selbst nur noch ein Wesen, seine Tochter Myrsa.

Diese wollte er mit dem galater Prinzen verheirathen und so Bithynien und Galatien zu einem Reiche verschweißen.

Von dem Augenblicke jedoch, wo Myrsa diesem Plane sich widerwillig zeigte, beharrte Nikomedes sicherlich nicht mehr auf der Ausführung desselben.

Myrsa's konnte sich Cäsar also als des einen Hebels bedienen, um Nikomedes seinen Absichten geneigt zu machen.

Bei dem Einflusse, den er über die Prinzessin gewonnen, war es ihm ein Leichtes, auch den König zu

beeinflussen, der Rom ohnehin viel zu verdanken hatte, da er schon einmal, vom König Mithridates verjagt, durch römische Heeresmacht wieder in sein Reich eingesetzt worden.

Myrsa, welche bereits die verunglückte Reise nach Daseilium als eine böse Vorbedeutung bezüglich des galater Heirathsprojectes auffaßte, fühlte sich dem Prinzen von Galatien noch weit weniger zugethan, seit sie Cäsar kennen gelernt hatte.

Sie wäre weit lieber nach Rom als nach Galatien gegangen und legte ihrer Liebe für Cäsar nur Zügel an, weil sie wußte, daß Cäsar daheim eine Gemahlin habe.

Nichtsdestoweniger erschien es ihr wünschenswerther, selbst von Cäsar getrennt eine Luft mit dem geliebten Manne zu athmen und in seiner Nähe zu leben, als die Gemahlin des Galaters zu werden.

Cäsar, der einen Blick in ihr Herz gethan hatte, brauchte nur aus ihrer Stimmung Nutzen zu ziehen, um seine Pläne zu fördern.

Wenn er ihr den Gedanken nahe legte, Vestalin zu werden, so stand der Erfüllung ihres geheimen Wunsches, mit Cäsar nach Rom zu gehen, nichts im Wege, da sich dieser den Einfluß zutraute, die Priesterinnen Vesta's zu bewegen, ihre Reihen durch eine Jungfrau zu ergänzen, die königlichem Geblüte entsprungen war.

Nikomedes war dann bezüglich der Verfügung über sein Reich frei. Hatte er seine Tochter den Römern hingegeben, so konnte sein Reich folgen und denselben Weg wandeln.

Aber Cäsar hatte schlauen Blicks erspäht, daß noch ein Hebel da war, dessen er sich bedienen konnte.

Es war ihm nicht entgangen, daß Urbilia, der Myrsa eine ehrenvolle Stellung an ihrer Seite angewiesen hatte, die sie jedoch nicht abhielt, das fremde Mädchen mit einer gewissen Eifersucht zu beobachten, einen großen Eindruck auf den König gemacht hatte.

Nikomedes war Wittwer.

Wenn Cäsar der Liebe des Königs zu Urbilia Vorschub leistete, so sicherte er sich weitern dauernden Einfluß bei Nikomedes und entwaffnete zugleich Myrsa, indem er ihr zeigte, daß ihre unbestimmte Eifersucht eigentlich keinen Grund habe.

Für Urbilia selbst aber konnte er nicht besser sorgen, als wenn er sie zur Königin von Bithynien machte.

Er wußte, daß sie sich durch den Glanz blenden lassen und in ihr Schicksal fügen würde.

Während Cäsar sich im Stillen mit so ernsten und weitreichenden Combinationen trägt, sprudelt er von Witz und Heiterkeit und belebt die ganze Tafelrunde durch seine sprühende Rede, sodaß nur einer

da ist, der trotzig und finster dreinschaut und an der allgemeinen Fröhlichkeit keinen Antheil nimmt; und dieser eine ist der Kappadocier.

Der Kappadocier knirscht mit den Zähnen, so oft das ungebundene Lachen der Gäste des Nikomedes an sein Ohr dringt.

Er wünscht, sie hätten ihn auch ans Kreuz genagelt wie seine Genossen, welche schon seit einigen Tagen auf dem Wege zwischen der Hauptstadt und dem von Cäsar bewohnten Castell zwischen Himmel und Erde schweben.

Nur einen hat Cäsar begnadigt, den Mann, dem er die Königstochter abgekauft und den Ring gegeben hat, der das Bild der bewaffneten Venus trug.

Als sich der Gefangene auf diesen Ring berufen hatte, war er vor Cäsar gebracht und von diesem nicht nur begnadigt, sondern noch überdies reichlich beschenkt worden. Cäsar hatte ihm den Ring gelassen und Nikomedes bewogen, ihn in seine Leibwache aufzunehmen.

Die schrecklichste Strafe aber hatte den Kappadocier getroffen.

Er war zum Hungertode verurtheilt worden, sollte aber nicht im dumpfen Verließe dem Tode entgegengehen, sondern in heiterem Sonnenlichte, unter glanz=

voller Umgebung, von angenehm duftenden Schüsseln und Pokalen umringt, eines langsamen, qualvollen Todes sterben, sterben mit dem Blicke auf üppiges Wohlleben, auf Genüsse raffinirtester Art.

So oft der König mit seinen Gästen zur Tafel ging — und man tafelte in Nikomedia zu Ehren der wiedergewonnenen Königstochter fast den ganzen Tag und schlummerte oft weinmüde im Speisesaale selbst ein, um erwachend die Orgie fortzusetzen — wurde der Käfig, in welchem sich der Kappadocier befand, in den Speisesaal geschoben und der unglückliche Mann mußte Zeuge der Bacchanalien sein.

Nicht selten trug ihm Cäsar im Uebermuthe der Weinlaune die goldene Schüssel, aus welcher er, der König und Myrsa so eben genommen hatten, bis dicht zum Käfig und fragte ihn lachend, ob der Mann der Königstochter nicht zugreifen wolle.

Dann ballte der Kappadocier wohl die Faust in ohnmächtigem Zorne, aber je wilder er dreinsah und je unheimlicher er die Augen rollte, desto unbändiger lachte Cäsar.

Im ganzen Saale gab es nur ein Wesen, welches mit dem Unglücklichen Mitleid hatte, und dieses eine Wesen war Urbilia.

Sie kämpfte lange mit sich selbst, ob sie Cäsar

bitten solle, daß er dem Kappadocier das Leben schenke.

Unter andern Umständen hätte sie keinen Augenblick gezögert, Cäsar darum anzugehen, jetzt aber widerstrebte es ihr, sich von dem Manne, dessen Liebe sie verloren hatte, eine Gunst zu erbitten.

Als Cäsar sich jedoch wieder einmal, mit dem goldenen Pokal in der Hand, dem Kappadocier näherte, um ihm mit höhnenden Worten einen Schluck Falerner zu bieten und den Falerner dann selbst hinabzustürzen, da ihm der Kappadocier mit einer Geberde der Verachtung den Rücken kehrte, sprang sie von ihrem Platze empor und eilte, alle zarten Bedenklichkeiten beiseite setzend, zu dem Käfig.

Ihre Wange glühte, als sie die Hand auf Cäsar's Arm legend sagte:

„Laß ab von dem Manne, Cäsar, und wenn Dir Urbilia je werth gewesen ist, so gib ihm die Freiheit. Er hat schwerer gebüßt, als wenn Du ihn, wie seine Kameraden, hättest ans Kreuz nageln lassen!“

Cäsar sah Urbilia überrascht an, und das höhnische Lachen, das noch vor kurzem seine edlen Züge verunstaltet hatte, verschwand von seinem Antlitz.

„Frage nicht, ob Du mir werth warst, Urbilia“, flüsterte er, das Mädchen, das in ihrer Entrüstung

und Verlegenheit doppelt schön war, mit einem begehrenden Blicke ansehend, „frage nicht, ob Du mir werth warst, Du hast nie aufgehört, mir werth zu sein. Kann man auch nicht immer gleich feurig lieben, so liebt man doch —"

„Wehe Dir, wenn Dich Myrsa hört!" fiel Urbilia dem Weinseligen in die Rede und zeigte ihm eine imponirende Haltung.

Wort und Miene des Mädchens ernüchterten Cäsar. Er ließ die, wie er sah, übelangebrachte Galanterie beiseite und fragte ernst:

„Du sinnst mir in Wirklichkeit an, diesem Manne Leben und Freiheit zu schenken?"

„Ich bitte darum."

„Bist Du bereit, mir auch einmal eine Bitte zu erfüllen, wann und wo ich sie auch an Dich richte?" fragte er rasch und sah Urbilia forschend an.

Diese schlug anfangs wie überlegend die Augen nieder, erhob sie jedoch bald wieder und sie mit festem Ausdrucke auf Cäsar heftend, sagte sie:

„Ich will Alles thun, was Du von mir verlangst, vorausgesetzt, daß Du mich selbst nicht mehr verlangst! Mich selbst könnte ich Dir nie wieder geben, wie ich es that, als ich mich von Dir geliebt wußte. Das mußte ich Dir sagen, Cäsar, damit Du weißt, wie Du

fürder mit Urbilia daran bist, und sie nicht mehr durch Blicke beleidigst, wie ich sie erst vor einem Augenblicke sehen und zurückweisen mußte!"

„Du bist streng, Urbilia", flüsterte Cäsar, und fast hatte es den Anschein, als ob sich angesichts der spröden Haltung, welche Urbilia ihm gegenüber annahm, die alte Liebe wirklich wieder lebendiger rege.

„Ich bin, wozu Du mich gemacht hast, Cäsar!" entgegnete Urbilia im Tone vorwurfsvoller Wehmuth. „Wirst Du mich noch lange um das Leben dieses halb verhungerten Menschen bitten lassen?"

„Du kannst über den Kappadocier verfügen, wenn Du mir versprichst, mir auch eine Bitte zu erfüllen, eine Bitte, die, zu Deiner Beruhigung sei es gesagt, keinen Bezug hat auf das, was wir uns einmal waren, ehe Dich die Eifersucht befiel."

„Ich verspreche Dir, Cäsar, Dir in Allem zu Willen zu sein, worin ich nur immer kann."

„Dann nimm den Kappadocier, er ist Dein!"

Urbilia ließ den Käfig öffnen und sagte zu dem Gefangenen:

„Geh, wohin Du willst, Cäsar schenkt Dir Leben und Freiheit!"

Der Kappadocier, welcher bis dahin scheinbar theil-

nahmlos auf dem Boden gekauert hatte, erhob sich jetzt und wankte dem Ausgange des Käfigs zu.

Er hatte nun schon drei Tage nichts gegessen und hielt sich mit Mühe aufrecht.

Als er sich außerhalb seines bisherigen Gefängnisses sah, kehrte er sich gegen Cäsar um, erhob die Hand drohend gegen ihn und sagte mit heiserer Stimme, während sich ein unheimlicher Ausdruck in seinen Zügen ausprägte:

„Vergiß den Kappadocier nicht, Cäsar, wie er Dich nie vergessen wird!"

„Unsinniger!" fiel ihm Urbilia entsetzt in die Rede. „Was fällt Dir ein, ihm zu drohen!"

„Er mag mich selbst jetzt noch ans Kreuz schlagen lassen", schrie der Kappadocier wild, „ich sage es ihm doch ins Gesicht: wenn er mich leben läßt, sehen wir uns wieder und er mag sich dann vorsehen!"

Cäsar lachte und kehrte dem Kappadocier gleichmüthig den Rücken.

Der wankte zur Thür des Speisesaals hinaus.

„Gebt ihm einen Soldaten als Bedeckung mit, sonst schlägt man ihn draußen todt!" sagte Cäsar.

„Wohin soll man ihn bringen, Herr?" fragte der Soldat, den der König herbeigewinkt hatte, damit er Cäsar's Befehl ausführe.

„Wohin anders als ans Meer!“ rief Cäsar. „Man gebe ihm eine kleine Barke und lasse ihn noch einmal auf den Wogen sein Glück versuchen, die seine Sinne schon einmal so betäubt haben, daß er sich für ihren Gebieter, römische Bürger für seine Sklaven und Königstöchter für die ihm angemessenen Bräute ansah.“

Ein stürmisches Halloh folgte Cäsar's Worten. Der Kappadocier mußte das wüste Geschrei draußen noch hören, als er durch die Gänge der Königsburg schwankte, zu stolz, seinen Begleiter um das anzusprechen, wonach sein Gaumen lechzte: um einen Tropfen Wasser, um einen Bissen Brod.

Und als man ihn eine halbe Stunde später in einer nußschalgroßen Barke aussetzte, beugte er sich über den Rand derselben und trank mit Gier von dem Meerwasser.

Dann wendete er das Antlitz dem Castell zu, in welchem er Cäsar einquartiert wußte, stieß einen wilden Fluch aus und murmelte:

„Und ich treffe Dich doch noch, Du römischer Bürger!“

Fünftes Kapitel.

Ein Testament.

Monate waren vergangen.

Aus Italien waren zwei wichtige Nachrichten gekommen: Sulla hatte die Dictatur niedergelegt und die Sklaven hatten sich unter dem Gladiator Spartacus gegen Rom erhoben.

Epidius hatte die erste Kunde von beiden Ereignissen nach Bithynien gebracht.

Er hatte erzählt, daß es ihn selbst ergriffen habe, als er den Mann, der bis dahin mit dem Leben und dem Eigenthum von Millionen nach Willkür geschaltet hatte, dem in jeder Gasse Roms, in jeder Stadt Italiens Todfeinde wohnten, auf das Forum hatte treten sehen, um sich seiner Machtfülle freiwillig zu begeben, seine Lictoren zu entlassen und die dicht gedrängte

Bürgerschaft aufzufordern, daß sie rede, wenn einer von ihm Rechenschaft begehre.

„Er stieg von der Rednerbühne herab", schloß Epidius seine Schilderung des merkwürdigen Tages, „und ging zu Fuße, nur von seinen Anhängern begleitet, durch eben jenen Pöbel, der ihm vor acht Jahren das Haus geschleift hatte, nach seiner Wohnung zurück. Er zeigte eine Heiterkeit, als sei er ein Timoleon, der den Syrakusanern ihre Freiheit wiederschenke. Einem Jüngling, der ihn mit Schmähworten bis zu seinem Hause begleitete, sagte er gelassen, daß er einen Abschreiber brauche, um mit seinen Memoiren fertig zu werden; wenn sich seine Wuth gelegt habe, möge er in sein Haus kommen und sich bei ihm melden lassen, er wolle ihm etwas zu verdienen geben."

„Sulla weiß recht gut, wie schrecklich sein bloßer Name wirkt, und daß in Italien immer noch hundertzwanzigtausend Veteranen stehen, die unter ihm gedient haben", warf Cäsar geringschätzig ein. „Seine Verzichtleistung auf die Dictatur ist Komödie, durch die sich Niemand blenden läßt. Ich fühle mich in Bithynien immer noch sicherer als in Rom, solange Sulla lebt. Denn wer bürgt mir dafür, daß er dort nicht eines Tages einem der zehntausend Freigelassenen, die sich bei ihm die Tagesparole holen, winkt, mich um

einen Kopf kürzer zu machen, trotzdem er sich ins Privatleben zurückgezogen und seine Trabanten entlassen hat? Nein, Epidius, ich bleibe hier und schlage mich lieber für meinen königlichen Freund Nikomedes mit Mithridates herum, der die Grenzen wieder unsicher macht, als daß ich mich mit den von Sulla ausgeschickten Mördern raufe. Aber laß mich noch etwas von Rom hören. Du sprachst von einer Erhebung der Sklaven; wie war es möglich, daß sie um sich griff?"

„Das fragt sich alle Welt", antwortete Epidius. „Der Prätor Claudius Pulcher ließ sich gleichsam herab, den zusammengelaufenen Schwarm, der unter der Anführung eines thrazischen Fechters aus Capua hervorgebrochen war und sich durch eine Handvoll Seeräuber verstärkt hatte, die ein Kappadocier befehligte, mit dreitausend Soldaten zu verfolgen. Bald waren die Flüchtlinge eingeholt; Spartacus zog sich mit dem Kappadocier auf den Gipfel des Vesuvs; von einem zehnfach stärkern Feinde umzingelt, schienen beide hier nur zwischen dem Hungertode und der sichern Niederlage wählen zu können. Aber die List rettete sie. Indessen unsere Soldaten sorglos in ihrem Lager schlafen, lassen sich die Eingeschlossenen in den Höhlen des ausgebrannten Bergs an zusammengeflochtenen Weinreben hinunter, rüsten sich dann erst mit den Waffen, die sie

auf ihrer Wanderung in die Tiefe nachschleiften, und überfallen unversehens unsere Krieger. Diese fallen oder fliehen, Lager und Waffen gerathen in die Hände des kühnen Angreifers, der sich aus einem verfolgten Räuberhauptmann plötzlich in einen siegreichen Feldherrn verwandelt sieht. Von allen Seiten her sammeln sich um ihn entflohene Sklaven, Fechter, verarmte Landleute, gedrückte, mißvergnügte, nach Freiheit oder Beute strebende Apulier und Piraten, die das Meer langweilig finden und nach Abenteuern auf dem Lande dürsten. Aus Flechtwerk, aus den Fellen geschlachteter Thiere werden Rüstungen zubereitet, aus geraubtem Eisen Waffen geschmiedet, erbeutetes Zugvieh vertritt die Stelle von Streitrossen und heute befehligt der ehemalige Fechter von Capua ein Heer von dreißigtausend Mann und droht Campanien mit einem furchtbaren Menschenstrom zu überschwemmen. Wilder noch als er treibt es aber sein Unterfeldherr, den man nur den Kappadocier nennt, weil er unter diesem Namen schon zur See bekannt war."

„Auch ich glaube ihn zu kennen", sagte Cäsar vor sich hin, und ein Bedauern beschlich ihn, daß er Urbilia's Bitte nachgegeben und dem Kappadocier das Leben geschenkt habe.

Denn er zweifelte keinen Augenblick, daß der von

ihm Begnadigte derselbe war, der mit dem Sklavenführer Spartacus gemeinschaftliche Sache gemacht.

Der Gedanke, sich an den Römern empfindlich zu rächen, nachdem ihm ein römischer Bürger so arg mitgespielt, war ein so natürlicher, daß ihn Cäsar dem Kappadocier ohne weiteres zutraute.

Epidius sah sich in der Ausführung seiner Geschäfte in Bithynien durch die Unterstützung, welche ihm Nikomedes angedeihen ließ, sehr gefördert.

Andererseits diente sein Erscheinen dazu, um die Dinge sich in Cäsar's Sinne noch rascher entwickeln zu lassen, als dies sonst wohl der Fall gewesen wäre.

Epidius, der seine Tochter wiedergefunden hatte und dem Märchen, welches ihm dieselbe über die Art, wie sie nach Bithynien gekommen, zum Besten gab, um so williger Glauben schenkte, als sich Myrsa auf Cäsar's Bitte herbeigelassen hatte, einzelne Umstände zu bestätigen, machte Miene, Urbilia wieder mit sich nach Rom zu nehmen.

Nikomedes, der Gefahr lief, das Mädchen, an das er sein Herz gehängt, zu verlieren, faßte den Entschluß, seinen Thron mit der Kaufmannstochter zu theilen.

Urbilia, welche kein Verlangen trug, an der Seite eines mürrischen Vaters in einer licht- und luftlosen

Straße Roms hinzuvegetiren, nachdem sie einmal von Allem gekostet hatte, was das Leben Schönes und Prächtiges hatte, lieh der Werbung ein geneigtes Gehör, und Epidius versöhnte sich schnell mit dem Gedanken, sein Kind in Bithynien in so guten Händen zurückzulassen.

„Nun hast Du, wonach Du immer dürstetest — Glanz und Pracht", sagte er zu Urbilia, als sie ihn mit ihrem Entschlusse bekannt machte, dem alten Schattenkönig die Hand zu reichen.

Cäsar aber sagte eines Tages zu der königlichen Braut:

„Ich habe Dir einmal einen Wunsch erfüllt und mir dafür das Recht vorbehalten, bei passender Gelegenheit eine Bitte an Dich stellen zu dürfen. Diese Gelegenheit ist jetzt gekommen. Du wirst die Gemahlin des Nikomedes: mögest Du als Königin ebenso glücklich sein, als Du es als Geliebte des Römers warst. Mögest Du Dich auch", fuhr Cäsar fort, als Urbilia die Augen niederschlug, „als Königin von Bithynien erinnern, daß Du eine Römerin bist. Daran knüpfe ich meine Bitte. Du kannst auf dem Posten, auf welchen Dich die gütigen Götter gestellt haben, Rom einen großen Dienst erweisen, wenn Du bei Deinem Gatten den Gedanken, sein Reich den Römern zu vermachen,

nährst. Ich habe ihm diesen Gedanken bereits nahe gelegt, er ist mit ihm vertraut und braucht nur Jemand, der ihm die Erinnerung an den schon gefaßten Vorsatz stets wach hält und ihn davor bewahrt, andern Plänen, mit denen man sein Ohr vielleicht belagern wird, Aufmerksamkeit zu schenken. Kann ich in dieser Beziehung auf Dich rechnen, Urbilia?"

„Ich werde Dir beweisen, daß ich auch in meiner neuen Stellung eine Römerin geblieben bin", entgegnete Urbilia fest.

„Dann magst Du Dich auch stets erinnern, daß Du in Cäsar Deinen wärmsten und aufopferndsten Freund hast!" rief Cäsar lebhaft. „Gelingt das Werk, das Du zu fördern Dich so eben verpflichtet hast, so wird es meine Sorge sein, daß Rom nie vergißt, wem es den neuen Provinzzuwachs zu verdanken hat."

Epidius verließ kurze Zeit nach der Vermählungsfeier, welche mit dem größten Pompe in Scene gegangen war, Bithynien.

Cäsar begab sich zum Heere des Nikomedes und kämpfte mit Glück gegen Mithridates, von dem Gedanken beseelt, daß er eigentlich für Rom kämpfe, indem er Bithynien gegen den König von Pontus vertheidige.

Er hatte sich bereits daran gewöhnt, Bithynien als

eine römische Provinz zu betrachten, da er sich auf die Geschicklichkeit und den guten Willen seiner weiblichen Bundesgenossin, die er bei Nikomedes zurückgelassen, verließ.

Als er aus dem Feldzuge zurückkehrte, war eben die Nachricht von Sulla's Tode in Bithynien angelangt.

Cäsar jauchzte auf, als er erfuhr, daß sein Feind nicht mehr sei.

Jetzt sah er seine Zeit gekommen und beschloß unmittelbar nach Rom zurückzukehren.

Wollte er dort auch vorerst nur die Rolle eines aufmerksamen Beobachters spielen, ohne werkthätig in die Action einzugreifen, so lebte doch die Zuversicht in ihm, daß mit ihm der Geist des Marius in Rom einziehen werde, um vorerst im Stillen, dann aber bei sich ergebender Gelegenheit mit Eclat gegen die am Ruder befindliche Sullanische Adelspartei zu reagiren.

Er gönnte dem todten Feinde die glänzende Leichenfeier, die ihm Rom veranstaltete, wie er ihm sein erbärmliches Ende gegönnt hatte.

Sulla's Körper war bei lebendigem Leibe in Fäulniß übergegangen.

Ungeziefer, in so unsaglichem Uebermaße erzeugt, daß kein noch so häufiges Baden, keine noch so kräftige

Arznei es zu vertilgen im Stande war, wuchs aus seinem Körper hervor und verzehrte ihn.

Die Fabel, die er den über den Mord an Ofella entrüsteten Römern erzählt, hatte sich mit ihrer Pointe nemesisartig gegen ihn gewendet.

Als sich nämlich Ofella, einer von Sulla's vorzüglichsten Unterfeldherren, gegen dessen ausdrückliches Verbot um das Consulat beworben hatte, ließ ihn Sulla auf dem Wahlplatze durch einen Centurio niederstechen.

Das Volk, das den Zusammenhang nicht kannte, führte den Mörder mit Ungestüm und Rachegeschrei vor Sulla's Richterstuhl.

Dieser gebot, nicht blos den Centurio loszulassen, sondern erzählte den Leuten nachfolgende, wenig tröstlich klingende Fabel:

„Ein Bauer ward von vielem Ungezíefer hart geplagt; zweimal säuberte er seine Kleider, niemals half es. Endlich ungeduldig darüber, warf er beim dritten Male sie ganz ins Feuer. Römer, hütet Euch vor diesem dritten Male!"

Die Fabel war ihm verhängnißvoll geworden.

Aber wie glänzend wurde der vom Ungeziefer durchwühlte Körper des Dictators bestattet! Als ob er ein Vater des Vaterlandes gewesen wäre, so wurde

er unter Begleitung eines ganzen Heeres von alten Kriegern und durch ihn neugebackenen Bürgern, sowie in Begleitung aller Senatoren, Ritter, Priester, kurz alles dessen, was in Rom groß, schön und edel war, auf das Marsfeld geführt.

Auch das schöne Geschlecht strömte in solcher Menge zu seinem Leichenbegängniß, brachte in so überschwänglichem Maße die kostbarsten Spezereien zu demselben, daß man sie in zweihundertundzehn Körben der Leiche nachtrug und aus dem feinsten und duftendsten Zimmt und Weihrauch zwei Bilder in Lebensgröße machte, von denen das eine den Dictator selbst, das andere einen seiner Lictoren vorstellen sollte.

Ja, man sah es als einen Beweis seines noch im Tode ihn nicht verlassenden Glücks an, daß am Tage seiner Bestattung ein mit Wolken überzogener Himmel allaugenblicklich mit Regen drohte, dieser aber gleichwohl nicht herabfiel, bis der Leichnam ganz verbrannt war, worauf es dann den ganzen übrigen Tag wolkenbruchartig regnete.

Cäsar blieb nun noch so lange in Nikomedia, bis er das Testament des Königs, in welchem dieser sein Reich den Römern vermachte, in der Hand hatte.

Mit diesem wichtigen Document in der Tasche vertraute er sich in einem mit vier Ruderern bemannten

Nachen dem Meere an, weil eben kein großes Schiff ausgerüstet im Hafen lag und auch kein Handelsschiff eben seinen Curs gegen Rom nahm.

Als er auf so schwanker Unterlage dahinglitt, kam ihm einmal der Gedanke, daß er verloren wäre, wenn er diesmal den Seeräubern in die Hände fiele, da sich die Nachricht von dem Strafgerichte, das er über die Leute des Kappadociers verhängt hatte, gewiß längst unter den Piraten verbreitet hatte.

Und kaum war ihm die Sorge aufgestiegen, als er in der Ferne Piratenschiffe zu entdecken glaubte.

Das kleine Gefolge Cäsar's erschrak, nur ihn selbst verließ der Muth nicht.

Er entledigte sich der Toga, legte die Hand an den Dolch, mit dem seine Hüfte umgürtet war, und fuhr dreist den vermeintlichen Seeräubern entgegen, bereit, sein Leben theuer zu verkaufen, wenn es zum Aeußersten kommen sollte, immer aber noch hoffend, daß ihn die Korsaren in seinem Aufzuge für einen der Ihrigen halten und unangefochten ziehen lassen würden.

Und das Glück begünstigte seine Dreistigkeit.

Was man von weitem für Masten und Segelstangen gehalten, das erwies sich, als man näher kam, als eine Baumgruppe, die aus einer kleinen Insel emporragte.

Er kam glücklich nach Rom, aber er kam an dem Tage, als man sich in Rom erzählte, daß der Prätor Varinius Glaber, den man zuletzt gegen Spartacus ausgeschickt, diesem mit Mühe entkommen sei und sein Roß, sein Kriegskleid und seine Lictoren in den Händen des an der Spitze von siebzigtausend Mann gegen Rom marschirenden Spartacus habe zurücklassen müssen, der diese Trophäen nun als Ehrenzeichen benutzte, mit denen er das Zutrauen seiner Krieger stärkte.

Sechstes Kapitel.

In der Vorhalle des Pompejanischen Hauses.

Im Vorsaale des von Pompejus bewohnten Hauses drängt sich eine bunte Menschenmenge sprechend, gestikulirend, lachend, flüsternd, je nachdem es das Thema der Unterhaltung und der Stand derer, welche da auf einander stoßen, mit sich bringt.

Denn Vornehm und Gering sind hier vertreten, nur daß der Geringere länger warten muß, bis er vorgelassen wird.

Während der Senator oder der Consular gravitätisch die Menge durchschreitet und geradezu auf die Thür zum Empfangszimmer losgeht, muß der niedriggestellte Bittsteller oft stundenlang dem Nomenclator um den Bart gehen, damit er ihn melde.

In diesem Augenblick ist der Nomenclator nicht

sonderlich in Anspruch genommen und kann dem Mädchen zu Willen sein, welches die Frauengemächer verlassen hat, um sich das bunte Gewühl in den Vorhallen anzusehen.

Hier kann das Mädchen, welches eben erst vom Lande in die Stadt gekommen ist, halb Rom kennen lernen, denn wer würde nicht seinem Oheim Pompejus die Aufwartung machen wollen?

Mit hellem braunem Auge mustert die fünfzehnjährige Pompeja die auf und nieder wogende, hier zu Gruppen zusammenschießende und dort wieder ehrfurchtsvoll einem hochgestellten Manne Platz machende Menge und winkt dann den Nomenclator zu sich.

„Wer ist der vornehme Mann, dem die Lictoren da so eben den Weg ebnen?" fragt sie den Ansager.

„Das ist der Proconsul Lucullus, Herrin. Er ist gekommen, sich von Deinem Oheim zu verabschieden, weil er sich in seine Provinz Cilicien begibt, um dem Mithridates das Leben sauer zu machen. Der König kennt und fürchtet ihn schon, denn Lucullus hat ihn schon einmal geschlagen, und wie geschlagen! Mit zwei Legionen vernichtete er ihm ein Heer von zweimalhunderttausend Mann und bestrafte ihn so für ein Witzwort, das er, auf seine Uebermacht bauend, kurz vor der Schlacht zum Besten gab, indem er sagte:

Der Römer sind als Gesandte zu viele, als Krieger zu wenig!"

„Ist das derselbe Lucullus, dem mein Großvater Sulla seine Memoiren gewidmet hat?" fragte das Mädchen neugierig.

„Derselbe", nickte der Nomenclator mit dem Kopfe. „Siehst Du den Mann, der ihm so finster nachsieht und ihn um das Vorrecht beneidet, unangemeldet bei Deinem Oheim eintreten zu dürfen? Das ist Cethegus, der Volkstribun. Er denkt: Thor, der ich war, daß ich dem Lucullus zu der Provinz Cilicien verhalf! Jetzt sieht er mich nicht an!"

„War Cethegus nicht ein Feind des Lucullus?" warf das Mädchen ein. „Ich glaube es im Hause meines Vaters gehört zu haben."

„Du hast recht gehört", fiel der Nomenclator ein. „Und doch ist es ganz und gar Cethegus, dem Lucullus Cilicien zu danken hat. Das kam so. Cethegus, selbst ein Mann von ausschweifenden Sitten, hat die Präcia zur Geliebten, ein ebenso schönes als schlaues Weib, aber sonst in ihrem Betragen nichts mehr und nichts weniger als eine schamlose Buhlerin. Als nun Lucullus sein Auge auf das Proconsulat in Cilicien geworfen hatte, fand er es nicht unter seiner Würde, durch Geschenke und Liebkosungen diese Präcia und durch sie

wieder den Cethegus zu gewinnen. Dieser unterließ nun nicht, bei jeder Gelegenheit den Lucullus höchlich zu preisen, verschaffte ihm wirklich fast ganz allein durch seinen Einfluß beim Volke die Provinz Cilicien, erhielt aber auch dafür den Lohn, der seiner würdig war. Denn kaum hatte Lucullus, was er begehrte, so kannte er weder den Cethegus noch die Präcia mehr."

„Nenne mir nun jenen Mann von vornehmem Aussehen, der so edle Formen in Wuchs und Antlitz zur Schau trägt und Jedermann so herablassend grüßt", sagte die junge Pompeja zu dem Nomenclator, indem sie auf einen Mann zeigte, der Miene machte, auf das Empfangszimmer des Pompejus loszugehen, sich aber immer wieder vom Eintreten abgehalten sah, weil ihm Jedermann die Hand drücken wollte.

„Das ist Crassus, der reichste Römer", beschied der Nomenclator. „Sieh nur, wie sie ihn umlagern! Sie wissen es, daß er das beste Gedächtniß von der Welt hat, sich alle ihre Namen merkt und sie in den nächsten acht Tagen insgesammt zur Tafel laden wird."

„Also ist er großmüthig und freigebig?"

„Man sagt es. Wenigstens steht sein Haus und seine Tafel allen Fremden offen, die nach Rom kommen,

und zu seinen Gastmählern ladet er oft die geringsten Bürger ein. Gerichtshändel, die zehn Sachwalter abgewiesen haben, übernimmt er mit Bereitwilligkeit, und man sagt auch von ihm, daß er noch nie ein Darlehn verweigert und keinen Dienst unvergolten gelassen habe."

„Hat er nicht seinen Reichthum meinem Großvater Sulla zu verdanken?" fragte Pompeja.

Der Nomenclator nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Crassus wäre aber, trotzdem ihn Dein Großvater sehr begünstigte, doch nicht der reichste Mann Roms geworden, dem heute ganze Heere von Sklaven dienen und der mit stolzem Selbstbewußtsein sagen kann, er halte Keinen für reich, der nicht aus seinem Privatvermögen ein Kriegsheer zu unterhalten im Stande sei, wenn er nicht sein eigenes Genie zu Hülfe genommen hätte. Er ist bei jeder Feuersbrunst; noch glimmt es in der Asche auf der Brandstätte und schon kauft Crassus die Brandstelle. Er sieht nicht auf den Preis, denn er baut umsonst. Tausend thrazische, afrikanische und spanische Sklaven schleppen das Eisen, das seinen Anfangsbuchstaben trägt, an den Beinen nach und führen, von den Peitschenhieben ihrer Wärter angefeuert, dort Paläste auf, wo noch gestern rauchende Schutthaufen die Luft verpesteten. Er füttert auf den

Ebenen um Rom dreißigtausend Schweine und viertausend Stierpaare, und seine Villen haben nicht ihresgleichen. Will er den Seewind aus erster Hand haben, so geht er auf seine Villa bei Neapel; will er sich an dem Anblick der Wasserfälle ergötzen, so sucht er sein Landhaus bei Rivoli auf und lechzt er in den heißesten Monaten nach kühlem Baumschatten, so zieht er sich in sein Haus bei Albano zurück."

„Hieß es nicht in den letzten Tagen, daß Crassus zum Heer abgehen werde?" warf Pompeja hin.

„Allerdings, er wird gegen Spartacus kämpfen; war er doch der Einzige, der sich in den letzten Tagen der bangen Angst, welche die Zeiten Hannibal's wiederzuspiegeln schienen, zur Prätur meldete. Wie vor hundert Jahren das Schreckenswort: Hannibal ist vor den Thoren! unsere Matronen mit aufgelösten Haaren und gerungenen Händen zu den Altären der Götter jagte, so ließ vor vierzehn Tagen die verhängnißvolle Nachricht, Spartacus habe in zwei Schlachten an zwei auf einander folgenden Tagen zwei römische Heere überwunden und marschire gegen Rom, selbst unsere Männer erbeben."

„Ist es wahr, daß Spartacus die gefangenen Römer zwang, bei der Leichenfeier seines gefallenen Unterfeldherrn Crixus, Fechtern gleich, am Scheiterhaufen zu

kämpfen und sich wechselseitig niederzumetzeln?" flüsterte das Mädchen, während Schamröthe ihr Antlitz bedeckte.

„Leider ist es so, aber Crassus wird es ihm heimzahlen", rief der Nomenclator. „Freilich wären wir bald ohne Prätor und ohne einen Feldherrn geblieben, denn so groß war der Schrecken, daß Crassus der einzige Bewerber um die vacante Prätur blieb, weil die Gewißheit, daß dem neugewählten Prätor das Commando gegen Spartacus zufallen würde, Jeden von der Candidatur abhielt."

„Glaubst Du, daß Crassus dem Spartacus gewachsen ist?" fragte das Mädchen besorgt.

„Die Siegeszuversicht ist der halbe Sieg!" entgegnete der Ansager. „Crassus ist so fest überzeugt, daß er siegen wird, daß er dem Volke für den Tag seines Triumphs den zehnten Theil seines Vermögens und zehntausend Freitische auf dem Forum versprach. Dann setzt er vielleicht auch seinen Strohhut in den Ruhestand."

Die letzten Worte waren mit Humor gesprochen und von einem Lächeln begleitet.

„Was sprichst Du von einem Strohhute?" forschte Pompeja.

„Ich habe dort an der Säule den Grammatiker

Gnypho entdeckt und mich an den berühmten Strohhut des Crassus erinnert. Gnypho weiß von diesem Strohhute zu erzählen. So verschwenderisch Crassus im Großen ist, so sparsam ist er in kleinen Dingen. Er liebt es, sich mit Gnypho zu unterhalten, und ladet ihn oft auf seine Villa bei Rom. In seinem Zimmer hängt ein Strohhut; diesen borgt er dem Philosophen wenn er mit ihm einen Spaziergang durch den Park macht. Nach dem Spaziergang muß ihn Gnypho wieder zurückstellen. Cicero kann Recht haben, wenn er sarkastisch meint, daß ein Mann, der seinen Hut so sehr schont, nicht das Zeug dazu habe, die Welt zu beherrschen."

„Wer ist Cicero?" erkundigte sich Pompeja.

„Jener junge Mann von gespensterhafter Magerkeit, der jetzt mit Gnypho spricht. Man würde nichts von ihm wissen, wenn er nicht den seltenen Muth gehabt hätte, Deinem Großvater Sulla eines Tages furchtlos die Zähne zu zeigen."

„Wie ist das gekommen?" fragte Sulla's Enkelin neugierig.

„Chrysogon, dem Dein Großvater sehr wohlwollte, sündigte auf seine Gunst und klagte den Roscius Amerinus, den er schon seines väterlichen Erbes beraubt hatte, zum Ueberflusse auch noch des Vater-

mordes an. Obwohl die Unschuld des Beklagten offenbar war, so konnte man doch keinen Vertheidiger finden, denn Niemand mochte es mit Sulla verderben. Da übernahm der junge Cicero die Vertheidigung. Er hatte noch nie vor Gericht gesprochen, führte aber seines Clienten Sache siegreich durch. Das Urtheil, welches der berühmte Redner Apollonius Molo auf Rhodus, bei dem Cicero die Beredtsamkeit erlernt, über seinen Schüler fällte, bewährte sich glänzend."

„Was sagte Molo von dem jungen Cicero?" forschte Pompeja, welcher der Mann, der selbst ihren gewaltigen Großvater nicht gefürchtet hatte, ungewöhnliche Theilnahme einflößte.

„Als Molo den jungen Cicero reden hörte", entgegnete der Nomenclator, „und alle ihn lobten, schwieg er erst eine Weile, umarmte ihn dann und rief zuletzt aus: Dich rühme ich allerdings, Griechenland aber bedaure ich. Denn nun verliert es durch Dich seinen letzten Vorzug, den Ruhm der höchsten Beredtsamkeit!"

Pompeja hörte nur noch mit halbem Ohre zu, denn ein junger Mann, edel von Antlitz und Haltung, freundlich in seinen Mienen, herablassend in seinem Betragen, hatte seit einer Weile ihre volle Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Sein Kommen hatte unter den Anwesenden eine gewisse Bewegung veranlaßt, welche um so allgemeiner wurde, je weiter der neue Ankömmling vordrang, überall gefällige Worte ausstreuend, hier einen Bürger begrüßend, dort einen andern freundlich beim Namen nennend, weiter einen dritten bei der Hand fassend und dabei geneigten Ohres die etwas weitschweifige Rede eines vierten anhörend.

„Sage mir noch, wer dieser junge Mann ist, dann will ich Dich Deinen Functionen nicht länger entziehen", flüsterte Sulla's Enkelin, den Jüngling, der ungewöhnlich interessant aussah, vom Kopf bis zu den Füßen musternd und nicht müde werdend, ihn zu betrachten.

„Das ist das Gegenstück zu Crassus, Herrin", entgegnete der Nomenclator lächelnd. „Du hast Roms größten Schuldenmacher vor Dir. Man schätzt seine Schulden schon heute auf zwanzig Millionen Sesterzien. Seit er aus Kleinasien zurück ist, wo er, obgleich in Rom verheirathet, mit der Tochter des Königs von Bithynien ein Liebesverhältniß unterhalten haben soll, führt er das glänzendste Hauswesen. Seine Tafel und seine Börse stehen jedem dürftigen Mitbürger, jedem Fremden von Rang und jedem Schwelger überhaupt offen. Er versäumt keine Gelegenheit, dem Volke reichliche Geschenke zu spenden. Er hat ein

Heer von Fechtern angeworben uud baut sich im nemorensischen Gebiete eine Villa, welche die berühmten Landhäuser des Crassus in Schatten stellen soll."

„Warum geht er nicht zum Heer? Dort wäre doch eigentlich in diesem Augenblick, wo 'die Feinde Rom bedrohen, der Platz, auf dem er stehen sollte", warf Pompeja ein.

„Er will nicht unter Generalen dienen, die zur Partei Deines Großvaters gehören", sagte der Nomenclator. „Als Neffe des Marius trägt er sich mit großen Plänen und glaubt sich für die Zukunft reserviren zu müssen. Er hat den Krieg mit den Freunden Deines Großvaters Sulla bereits begonnen, indem er den Dolabella der Erpressung anklagte. Siehst Du den Mann in Lumpen, der dort eben mit Hortensius daherkommt und dem Alles ausweicht? Das ist Dolabella! Hortensius vertheidigt ihn — aber verzeihe, ich sehe so eben Crassus und Lucullus aus dem Zimmer Deines Oheims Pompejus gehen und muß eilen, ihm die Namen derer anzusagen, die seine Thür belagern, ohne das Recht zu haben, unangemeldet eintreten zu dürfen, wie die Consuln, Prätoren und Senatoren."

Der Nomenclator eilte von dannen und ließ das Mädchen allein, welches noch eine Weile dem Treiben

in der Vorhalle zusah und sich dann in seine Gemächer zurückzog.

Unfern von Dolabella, der sich mit seinem Anwalt Hortensius unterhielt und geduldig auf den Augenblick wartete, wo ihn Pompejus, den er für sich zu stimmen versuchen wollte, empfangen würde, stand eine Gruppe von Bürgern, die das Ereigniß des Tages, die Anklage des von Sulla so unverantwortlich begünstigten Statthalters von Macedonien, besprach.

„Hat er wirklich so große Geldsummen unterschlagen?“ fragte einer der Bürger.

„Cäsar sagt es und behauptet, dafür Zeugnisse mehrerer griechischen Städte zu haben“, antwortete man dem Frager.

„Es ist ein Glück für ihn, daß ihn Hortensius vertheidigen wird, den man den König vor Gericht nennt“, meinte ein dritter. „Gegen den gewiegten Hortensius wird der jugendliche und unerfahrene Ankläger einen schweren Stand haben.“

„O, Cäsar kann auch sprechen!“ rief ein vierter dazwischen. „Er hat nicht umsonst den berühmten Grammatiker Gnypho zum Lehrer gehabt.“

„Alle Achtung vor dem gallischen Findelkinde Gnypho“, bemerkte der, welcher früher gesprochen hatte, „aber ich glaube doch nicht, daß es sein Schüler mit Hortensius

wird aufnehmen können. Seit mehr als zwanzig Jahren spricht Hortensius fast täglich öffentlich. Reichthum der Gedanken, Zierlichkeit im Ausdruck, Planmäßigkeit in der Anordnung und lieblicher Ton im Vortrag bilden bei ihm einen Reigen von Vorzügen, der sich bei keinem zweiten Redner findet. In jeder Geberde seines Angesichts, in jeder Bewegung seiner Hand liegt so viel Anmuth, so viel Verstärkung dessen, was seine Lippe spricht, daß sogar unsere berühmtesten Schauspieler Roscius und Aesopus fleißig vor seiner Rednerbühne erscheinen, um von ihm zu lernen."

„Was Cäsar an Uebung fehlt, wird er durch schlagende Geistesgegenwart zu ersetzen wissen", wandte der Vertheidiger Cäsar's ein. „Wie treffend hat er kürzlich den Lucullus abgetrumpft, als sich dieser etwas gegen ihn herausnahm und ihm hochmüthig drohte, er wolle sich der Gewalt seines Amtes gegen ihn bedienen. Auf die Schmeicheleien und Bestechungen anspielend, die Lucullus an die Präcia verschwendet, sagte Cäsar lächelnd: Wohl nennst Du es Dein Amt, Lucullus, weil Du mit Deinem baaren Gelde es kauftest."

„Eine gute Antwort", mußte der Parteigänger des Hortensius zugeben. „Aber mit der feinen Art, wie Hortensius den Pompejus und Crassus beschämte, als sie in den Comitien das Aufwandsgesetz in Vorschlag

brachten, kann sie sich doch nicht messen. Hortensius that angesichts des von den beiden reichsten und am luxuriösesten lebenden Männern Roms eingebrachten Aufwandsgesetzes nichts, als daß er mit verstellter Bewunderung die Pracht ihrer eigenen Paläste lobte. Und dann sein immenses Gedächtniß! Erinnerst Du Dich nicht dessen, was man sich erst kürzlich in allen Thermen von diesem merkwürdigen Gedächtniß des Hortensius erzählte? Durch eine Wette mit dem Sisenna herausgefordert, wohnte Hortensius einen ganzen Tag hindurch einer öffentlichen Versteigerung bei und konnte am Abend aus dem Gedächtniß angeben, wie hoch jedes einzelne Stück weggegangen sei. Das schriftliche Verzeichniß traf Ziffer für Ziffer zu."

Das Gespräch der die Verdienste des jungen Cäsar und des um Vieles ältern Hortensius mit vieler Lebhaftigkeit gegen einander abwägenden Bürger wurde durch einen Lärm an der Thür unterbrochen, der dadurch entstanden war, daß der Pförtner einen Clienten des Pompejus, der eine durchlöcherte Toga hatte, nicht in das Atrium einlassen wollte.

Der arme Mann, der vielleicht vor Tagesanbruch aufgestanden war, um sich die Sohlen zu flicken, und das Loch in seiner bereits einige hundertmal gewaschenen und ganz fadenscheinigen Toga übersehen hatte,

wäre auch kaum durchgeschlüpft, wenn nicht ein paar Sänftenträger die Aufmerksamkeit des Pförtners von ihm ab und auf den neuen Ankömmling gelenkt hätten, der mit vieler Grandezza aus der Sänfte stieg, wobei ihm die rothbemäntelten Träger behülflich waren.

Der Pförtner ließ, sobald er des Ankömmlings ansichtig wurde, von dem Clienten ab und erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten gegen den Neuangekommenen.

„Da kommt der Freigelassene Calvisius!" sagte der Philosoph Gnypho zu seinem Nachbar Hortensius, mit dem er sich eben freundschaftlich unterhielt, obwohl sein Schüler Cäsar den Hortensius durch die gegen Dolabella erhobene Anklage in die Schranken gefordert hatte. „Ein drolliger Kauz! Auf seinem Körper siehst Du noch die Striemen, die ihm der Sklavenaufseher einst in die Haut gerissen, aber seine Hände sind voll von Ringen, die fast so schwer sind wie die Ringe an den Füßen, die er als Sklave getragen. Warst Du nie zu Gast bei ihm?"

Hortensius verneinte.

„Glücklicher Hortensius!" rief Gnypho. „Dann kennst Du auch seine purpurnen Sophaüberzüge und Scharlachpolster nicht, die er jedem Gast zeigt, beifügend, daß

sie aus Aegypten seien. Dann hast Du ihn auch nicht achtmal während der Tafel die Kleider wechseln sehen und ihn auch nicht bei Tische schnarchen hören. Er liebt es, eine Menge Clienten einzuladen, aber er gibt ihnen gemeine Soldatenkost, während er sich in den köstlichsten Weinen berauscht. Er; ißt und trinkt von Gold, die ärmern Gäste läßt er aber aus irdenen Gefäßen trinken. Er überißt sich an Prachtfischen, die in feinstem Oel gesotten und mit Riesenspargel garnirt sind, dem Clienten läßt er einen gemeinen Tiberfisch reichen, der nach Lampenöl riecht. Der Client muß mit steinhartem, verschimmeltem Brode fürlieb nehmen, die Sklaven tractiren ihn mit Grobheiten, statt mit Speisen, und drohen ihm, wenn er einen Wunsch zu äußern wagt, mit dem Hinauswerfen."

„Du kennst den guten Calvisius in- und auswendig", unterbrach Hortensius die drastische Schilderung, welche der Philosoph von der Aufgeblasenheit des reichen Emporkömmlings entworfen hatte. „Da kommt er selbst; er scheint ein Anliegen an Dich zu haben."

In der That näherte sich der reiche Freigelassene dem Philosophen, grüßte ihn herablassend und sagte zu ihm:

„Guter Gnypho, möchtest Du nicht den Unterricht meines Söhnchens übernehmen? Wann willst Du zu mir kommen, daß wir die Sache abmachen?"

„Meine Schüler müssen zu mir kommen", sagte Gnypho.

„Gut denn, so will ich mit dem Jungen zu Dir kommen. Was verlangst Du für den Unterricht?"

„Du weißt, daß ich nie für einen bestimmten Lohn lehre, sondern es auf die Freigebigkeit meiner Schüler ankommen lasse", entgegnete Gnypho trocken.

Der Abgefertigte machte ein verdrießliches Gesicht und meinte spitzig:

„Ich erinnere mich noch der Zeit, wo Du minder stolz warst, Gnypho, wo Du vor Tagesanbruch, früher als der Schmied und Weber, aufstandest und den Dunst der Lampen athmetest, welche die Knaben auf die Plattform des Daches mitbrachten, das Dir zur Schulstube diente, in welcher Du ganz wacker den Rohrstock und die Lederpeitsche gegen die ungerathenen Jungen schwangst."

„Ganz recht", warf der Philosoph gelassen ein. „Es ist zwar schon lange her, aber auch ich erinnere mich der Zeit genau. Ich weiß noch wie heute, daß Du einmal — Du hattest damals eben die Freiheit erlangt und das Geschäft eines Auctionators angetreten, das

Dich später so reich machte — mich vorwitzig mit einer Anspielung auf die Gründlichkeit meiner Methode fragtest, wie es komme, daß aus schwarzen wie aus weißen Bohnen gelbe Brühe komme. Was gab ich Dir doch damals zur Antwort, Calvisius?"

Der Gefragte schwieg verwirrt und verlegen.

„Wenn ich mich recht erinnere, that ich Dir die Gegenfrage, wie von schwarzen und weißen Riemen gleichermaßen schwarze Striemen entstehen", sagte der Philosoph ruhig, während der reiche Freigelassene sich wie ein begossener Hund entfernte.

„Den hast Du schön zugedeckt", meinte Hortensius lächelnd.

„Ich habe nur noch gewartet, daß er mich fragt, wem er seine mannbare Tochter geben solle", bemerkte Gnypho. „Ich weiß, daß er hoch hinaus mit dem Mädchen will, das einen Spiegel benutzt, der mehr werth ist als die Aussteuer mancher Ritterstochter. Er sucht einen Senator für sie, eben darum hätte ich ihm gerathen, sie einem Auctionator zum Manne zu geben, weil das Geschäft, wie er aus eigener Erfahrung wisse, das einträglichste sei."

Während Philosoph und Anwalt noch ihre Glossen über den Emporkömmling machten, hatte sich dieser bereits einem Manne genähert, der mit einer Liste aus

dem Kabinet des Pompejus herausgekommen war und das Abzeichen des Hauses trug.

Es war Anthemus, der erst kürzlich vom Leiter der Gladiatorenspiele zum Tafelaufseher avancirt war.

„Kannst Du mich nicht auf die Liste der auf heute Geladenen setzen, Anthemus?“ fragte Calvisius den Tafelaufseher in vertrautem Tone.

„Ich habe zwar viel von Dir herumgeredet, während Pompejus die Liste der Gäste zusammenstellte, ich sehe aber nicht, daß er Dich darauf gesetzt hätte“, sagte Anthemus.

„Du kannst ja meinen Namen auf Deine Gefahr hinzuschreiben“, proponirte der Freigelassene. „Ich will mich bescheiden beiseite halten und an das unterste Ende der letzten Tafel setzen. Es ist mir nur darum zu thun, sagen zu können, daß ich bei Pompejus gespeist habe.“

„Ich weiß nicht, ob das angehen wird“, murmelte der Tafelaufseher mit wichtiger Miene.

„Ich will Dir gern fünftausend Sesterzien in Gold zuschicken, lieber Anthemus!“ drängte der Freigelassene schmeichelnd.

„Ich will sehen, was sich thun läßt“, sagte dieser. „Schicke die sechstausend Sesterzien — waren es nicht sechstausend?“

„Meinetwegen sechstausend.“

„Schicke also die sechstausend Sesterzien und erscheine vor der Tafelstunde hier im Atrium; ich werde Dich so vortheilhaft zu placiren suchen, daß Pompejus keine Ahnung davon haben soll, daß Du sein Gast bist.“

Calvisius entfernte sich mit strahlendem Gesicht und stieß im Weggehen auf einen Mann, vor dem sich der Pförtner tief verneigte und den der Nomenclator sofort meldete und einließ.

Der Letztangekommene war der Arzt des Pompejus, ein Aegypter, dessen Einkommen man auf viermalhunderttausend Sesterzien schätzte.

Er galt in Rom als eine der ersten medicinischen Celebritäten und ein Schwarm von Schülern folgte ihm auf allen Wegen und selbst zu seinen Patienten.

Kaum daß der Respect vor Pompejus die Jüngerschaar abhielt, sich auch bei diesem einzudrängen.

Der Aegypter hatte seine Laufbahn gleichsam von der Pike auf gemacht.

Er hatte nichts nach Rom gebracht, als was man im guten wie im schlimmen Sinne den Nationalcharakter des Aegypters nannte: Geist und Scharfsinn, schlagfertigen, beißenden, mitunter zu obscöner

Possenreißerei sich versteigenden Witz, Aufgeblasenheit und Insolenz, Frechheit und Unverschämtheit.

Die letztern Eigenschaften insbesondere waren ihm sehr zu statten gekommen, als er seine ersten Operationen in einer offenen Bude vornahm, die er echt charlatanmäßig mit elfenbeinernen Büchsen, silbernen Schröpfköpfen und Messern mit vergoldeten Griffen ausstaffirt hatte.

Später hatte er die Augen von Tausenden dadurch auf sich gelenkt, daß er besonders schwierige Operationen im Theater vornahm.

Den größten Kundenkreis schuf er sich im Lager der Freigelassenen, indem er sich wie kein Zweiter darauf verstand, Brandmale, die an die Sklavenzeit des Freigelassenen mahnten, so geschickt aus der Haut herauszuschneiden und herauszuätzen, daß auch nicht die leiseste Spur zurückblieb.

Den Reichen, die sich fürchteten, von Erbschleichern vergiftet zu werden, präparirte er Gegengifte, besonders Theriak; endlich ließ er gewisse theure Medicamente, deren Bezugsquellen ihm allein bekannt waren, aus Aegypten kommen und Collegen und Patienten mußten sie um theures Geld von ihm beziehen.

Das Vertrauen des Pompejus hatte er sich er-

obert, indem er ihn durch eine heroische Kaltwasserkur aus einer argen Krankheit rettete.

Das Erscheinen des Aegypters war für Cäsar, der sich mit Pompejus unterhalten hatte, das Signal, das Kabinet des letztern zu verlassen.

Siebentes Kapitel.

Bei Cäsar.

Eine Schaar von Clienten empfing Cäsar, als er den Palast des Pompejus verließ.

Sie waren mit ihm gekommen und hatten sich, während er dem Pompejus seinen Besuch abgestattet hatte, vor dem Palaste des letztern herumgetrieben.

Jetzt setzten sie sich in Trab und machten in belebten Gassen von ihren Ellenbogen Gebrauch, um der Sänfte Cäsar's den Weg durch das Gedränge zu bahnen.

Sie begleiteten Cäsar nach dem Marsfelde und vertheilten sich hier in die Lorbeer- und Platanenalleen und die mit Statuenbildern und Teppichen reich geschmückten Säulenhallen, während Cäsar sich in das Gewühl der auf dem grünen Boden des Marsfeldes Reitenden, Fahrenden, Ball und Reifen Schlagenden mischte.

Hier gesellte sich einer jener Müßiggänger zu ihm, die überall und nirgends sind.

Er hatte heute schon einer Bekleidung mit der Männertoga in einem befreundeten Hause beigewohnt, war dabei gewesen, als in einer andern Familie das zum ersten Mal geschorene Haar eines Lieblingssklaven feierlich aufbewahrt wurde, und hatte zuletzt einer Verlobung beigewohnt.

Jetzt sah er sich nur flüchtig auf dem Marsfelde um, um dann zu einer Verlobung und von dieser hinweg zu einem reichen Freunde zu eilen, der ihn eingeladen hatte, sein Testament mit zu untersiegeln.

Aber trotz dieser vielen Geschäfte hatte er noch Zeit, Cäsar zu erzählen, daß Crassus eine Legion, die sich von Spartacus hatte schlagen lassen, zur Decimirung verurtheilt habe, und daß an fünfhundert Mann auf diese Art gezehntet und von ihren eigenen Kameraden erschlagen worden.

Dann theilte er Cäsar auch noch mit, daß er so eben gehört habe, daß in Oberägypten Regen gefallen sei und daß ein Convoi von dreiunddreißig Handelsschiffen aus Afrika in den Tiber eingelaufen sei, ohne von den Seeräubern behelligt worden zu sein.

Vom Marsfelde ließ sich Cäsar von der Schaar

seiner Clienten nach den prachtvollen Thermen begleiten, die er sich selbst in der Nähe seines Palastes gebaut hatte.

Ein außerordentlicher Luxus herrschte hier. Gewöhnliche Marmorarten sah man gar nicht daselbst, der grüne lakonische Marmor rahmte die großen Flächen des bläulichroth gefleckten synnadischen Marmors in langen Leisten ein. Dazwischen glänzten Felder von gelbem numidischem und schneeweißem phönizischem Marmor.

Die glänzenden Wölbungen schmückten Bilder aus Glasmosaik und das durch Kuppeln breit einfallende Sonnenlicht verbreitete überall reichliche Helle.

Aus silbernen Röhren sprang das Wasser in silberne Becken, und durch das von Marmor eingefaßte Bassin war fließendes Wasser geleitet, so klar, daß man den bloßen Marmorboden zu sehen glaubte.

Aus dem Bade folgten die Clienten ihrem Patron Cäsar nach seinem Palaste, wo ihrer eine köstliche Bewirthung harrte.

Vor Cäsar's Palaste brauchten sich die Clienten nicht mit groben Sklaven, die ihnen den Eingang verwehrten, herumzuzanken.

Die Clienten Cäsar's waren vielfach beneidete Leute, die nicht ein Jahr lang warten mußten, bis ihnen einmal ein alter Mantel, eine zehnmal gewaschene

Toga oder eine Einladungsmarke zur Tafel verabreicht wurde.

Da war stets freier Zutritt und offene Tafel, und es bedurfte keiner Bestechung des Pförtners, um zugelassen zu werden.

Bei Tische wurde den Clienten nichts Schlechteres verabreicht, und die Mohrenknaben, welche die bevorzugten Tische der speciell geladenen Gäste im Auge zu halten hatten, trugen die Schüsseln auch zu den Tischen der Clienten, und Cäsar selbst ließ sich die Speisen, die zu den untern Tischen gingen, vorlegen, um sich zu überzeugen, daß man seinen ärmern Gästen nichts Schlechteres vorsetze.

Diese tranken auch von dem Falerner, von welchem der Senator trank, der an der Spitze der obersten Tafel zu Gaste saß, und hinter den Sophas der Clienten standen keine Aufpasser, die verhindern sollten, daß nicht ein oder der andere silberne Becher in die Taschen eines herabgekommenen Bürgers sich verliere.

Darum war aber auch Cäsar der Abgott seiner Clienten und diese wären für ihn durchs Feuer gegangen.

Jetzt ergossen sie sich an dem mit einem Rohrstabe bewaffneten Pförtner vorbei in das säulengetragene Atrium, dessen Wände vou Marmor und mit Ahnenbildern bedeckt waren.

Zwischen den Säulen standen altersgraue Erzbilder, die halbverwischten Gemälde auf den Wänden zeigten die Viergespanne der Triumphatoren, in Schränken waren auch geschwärzte Wachsmasken der Ahnen aufbewahrt.

Inschriften verkündeten Namen, Titel und Thaten erlauchter Vorfahren.

Die Ahnentafel des Hauses sprach von siebzehn Consulaten, zwei Dictaturen, fünf Censuren, drei großen und zwei kleinen Triumphen.

Sobald der Tafelmeister das Zeichen gegeben hatte, vertheilten sich die Gäste in dem ungeheuren Raume des Speisesaals, in welchem Cäsar täglich weit über tausend Personen bewirthete.

In diesem Saale reichten die Marmorsäulen bis zu dem vergoldeten Deckengetäfel, dessen Zierrathen in einer Höhe prangten, daß sie der vom Aufblicken ermüdete Blick kaum festzuhalten vermochte.

An Citrustischen, deren Tafelflächen auf elfenbeinernen Füßen ruhten, nahmen die Gäste Platz.

Die bevorzugtern saßen auf Speisesophas, die golddurchwirkte Ueberzüge hatten, während die übrigen auf Purpurkissen lagen.

Kostbare goldene und krystallene Trinkgefäße bedeckten die Tische, und Mohren, die mit weißseidenen

Tunicas bekleidet waren, standen jedem Gaste zu Diensten.

Der Aufseher der Krystallgefäße war unermüdlich im Herbeischaffen kostbarer Becher, welche auf jene Tafeln wanderten, wo der Vorrath der edelsteinbesetzten goldenen und silbernen Becher sich als unzulänglich erwies.

An der Tafel, an welcher Cäsar saß, waren außer ihm noch acht Personen von den verschiedensten Rangstufen.

Ihm zur Rechten saß der Dispensator der Republik Bassäus.

Er war eine wichtige Person in Rom und verwaltete den Schatz.

Durch seine Hände ging der tägliche Bedarf der Armeen, die Erfordernisse für die Getreideaustheilungen in Rom, für Bauten von Tempeln und Wasserleitungen, für den Schmuck der Paläste, für Götterstatuen und Münzen.

In seine Kassen floß der Ertrag der dalmatinischen Goldbergwerke, der afrikanischen und ägyptischen Ernten, der Perlenfischereien der östlichen Meere, der numidischen Wälder und des indischen Elfenbeins, sowie der alexandrinischen Krystallglasfabriken.

Zur Linken Cäsar's lehnte eine andere kaum weniger einflußreiche Persönlichkeit.

Es war Sylvius, der das Amt der Depeschen und Briefe verwaltete.

Seines Amtes war es, die Befehle der Consuln nach allen Weltgegenden zu entsenden, die Botschaften von den verschiedenen Armeen, die in Spanien, Kleinasien, Italien, Afrika standen, entgegenzunehmen, die von den Consuln verfügten Beförderungen im Heere bekannt zu machen, die Nachrichten einzufordern, ob die Nilüberschwemmung für die Ernte hinreichend gewesen, ob in Afrika ausgiebiger Regen gefallen sei.

Des Bassäus Nachbar war der Philosoph Gnypho, während dem Sylvius der Senator Apulejus zur Seite saß, dem Cäsar sein Vermögen so eben erst auf die senatorische Höhe ergänzt hatte, um es ihm zu ermöglichen, im Senate zu bleiben.

Der sechste Gast in der Reihe war der Pragmatiker Flavius, dessen sich Cäsar als juristischen Beistandes bei seinem Auftreten gegen Dolabella bediente.

Der Pragmatiker, der Cäsar bei seinen Angriffen gegen den ehemaligen Günstling Sulla's durch sein positives juristisches Wissen unterstützen sollte, hatte den Leibarzt Cäsar's, einen Syrier, zum Nachbar.

Den Schluß der Tafelrunde machten zwei Philosophen untergeordneten Ranges, Philostratus und Petronius.

Sie waren gewaltige Zecher und disputirten gern. Da sie entgegengesetzte Principien vertraten, so kamen sie einander oft in die Haare und trugen so zum Ergötzen der Gesellschaft bei.

Die Gäste hatten sich kaum niedergelassen, als ein Choralgesang ertönte, dem eine Production auf der Lyra folgte.

Darauf tanzten auf einer halb in der Luft schwebenden Bühne Andalusierinnen nach dem Takte der Castagnetten einen üppigen, sinneberauschenden Tanz.

„Ich danke Dir, Cäsar", nahm Gnypho während einer Pause das Wort, „daß Du uns Tänze und keine Vorlesungen zum Besten gibst. Ich zähle die Vorlesungen neben den Feuersbrünsten und Häusereinstürzen zu den größten Calamitäten in Rom."

„So sprichst Du, Gnypho, Du, selbst ein Mann der Vorlesungen!" warf Cäsar lächelnd ein.

„Das kommt daher, weil ich nicht einmal mir selbst schmeichle", entgegnete Gnypho.

„Dann bist Du eine Ausnahme von der Regel, Gnypho", meinte Cäsar. „Wer wäre heutzutage nicht ein Schmeichler! Ich kenne einen Mann, der einen Schuster zum Sklaven hatte, welchen er seiner Unbrauchbarkeit wegen verkaufte. Pompejus kaufte den guten Schuster. Nun solltest Du sehen, Gnypho, wie

der ehemalige Herr des Schusters diesem um den Bart geht. Jüngst begegnete er ihm einmal und sprach ihn so an: Was macht mein wackerer Drusillanus? Ich habe immer große Stücke auf ihn gehalten! Seit ich mich von ihm getrennt habe, will mir Niemand mehr meine Sandalen zu Danke machen."

Die Gäste lachten und der Syrier nahm das Wort.

„Gestern stand ich an dem Sterbebette eines Mannes", sagte er, „der die Schmeichler ausgezahlt hat. Oppius Pansa verstand es, sich in dem Geruche zu erhalten, daß er reich sei. Er war kinderlos und somit von Erbschleichern umlagert. Wie hat er es verstanden, sie im Athem zu erhalten! Er ließ sie glauben, daß das Meer mit Handelsschiffen bedeckt sei, die ihm gehörten, und daß er unermeßliche Besitzungen in Afrika habe. Er machte monatlich ein Testament, hüstelte, als ob sein Ende bevorstehe, und nahm mit gleichgültiger Miene die Geschenke in Empfang, welche ihm die Erbschleicher aufdrangen, um sich eine Erwähnung in seinem Testamente zu sichern. Nun ist er todt und hat in Wahrheit gar nichts hinterlassen."

„Das ist in der That eine gute Lection für die, welche täglich die Wahrsager überlaufen, um sie zu fragen: Wann werde ich diesen oder jenen beerben?" meinte Cäsar heiter.

Petronius hatte am untern Ende des Tisches inzwischen dem mit Falerner gefüllten vierschnäuzigen Trinkgefäße, welches Cäsar nach ihm die Petronische Flasche zu nennen pflegte, so zugesprochen, daß er sich in gehobener Stimmung befand und Cäsar zutrank.

„Wenn ich von Cäsar und von Jupiter zugleich zu Tische geladen wäre", rief der Philosoph, seinen langen Bart streichend, mit Emphase, „so würde ich keinen Augenblick schwanken, zu Cäsar zu kommen, selbst wenn der Olymp näher und Cäsar's Palast weiter wäre."

„Ich danke Dir, edler Petronius, für Deine Freundschaft", sagte Cäsar, Rührung affectirend. „Ich habe Dir eine goldene edelsteinbesetzte Gürtelschnalle zugedacht; laß sie Dir nach Tische von meinem Aufseher der Krystallgefäße und Kleiderschnallen ausfolgen."

Die Schnalle ließ den zweiten Philosophen nicht ruhen und er sagte:

„Du hast mir einmal, edler Cäsar, eine Toga geschenkt. Du wirst Dich dessen kaum erinnern —"

„Doch, doch!" fiel Cäsar Philostratus in die Rede. „Du hast die Toga in einer Ode besungen, die Du mir überreichtest."

„Ganz recht, Cäsar! Jene Ode galt der neuen Toga, jetzt habe ich die Toga noch einmal in abgenutztem Zustande besungen. Willst Du das Gedicht hören?"

„Ich danke Dir, guter Philostratus“, sagte Cäsar mit einer abwehrenden Handbewegung. „Bemühe Dich nicht, sieh, es wird so eben eine Pantomime aufgeführt. Uebrigens werde ich dem Aufseher meines Schlafgemachs sagen, daß er Dir eine meiner Togen verabreiche.“

Die Pantomime veranschaulichte eine Lustspielscene, in welcher ein Herr einen Sklaven peitschen läßt und über die Stimme des heulenden Sklaven so entzückt ist, daß er beschließt, aus ihm einen Sänger zu machen.

Der Pantomime folgt eine reichliche Geldvertheilung an die Clienten, worauf die hundertköpfige Schaar dieser letztern höchlich befriedigt auseinanderstob, um Cäsar's Lob in alle Straßen Roms zu tragen.

Achtes Kapitel.

Im Senat.

In der Gegend der Curia Hostilia, dieses schon von Tullus Hostilius auf einem Theile des heutigen Vaticans für die Senatssitzungen errichteten Gebäudes, herrscht ein reges Leben, obwohl die Sonne kaum aufgegangen ist.

Das Volk hat sich vor dem Senaculum ungewöhnlich zahlreich eingefunden, weil es eine interessante Senatssitzung erwartet, obwohl die an den Mauern klebenden Edicte, durch welche der Senat einberufen wurde, den auf der Tagesordnung stehenden Gegenstand nicht verrathen.

Aber man weiß, daß heute im Senate die Anklage Cäsar's gegen Dolabella zur Verhandlung kommen wird und daß dabei die beiden großen Parteien in Rom aufeinanderplatzen dürften.

Das Volk hielt es mit Cäsar, der Senat war in seiner Sullanischen Zusammensetzung dem Neffen des Marius nicht hold und sympathisirte mit dem Manne, den Cäsar anklagte.

So früh es auch an der Zeit war, die Thüren des Senaculums standen bereits offen und das Volk brandete, die Stufen des über dem Vulcanal belegenen Comitiums in hellen Haufen herabsteigend, bis dicht an die Thüren des Sitzungssaals, durch welche ihm zwar der Blick in den Saal offenstand, deren Schwellen es jedoch nicht überschreiten durfte.

Noch war Niemand im Saale zu sehen als die Senatsdiener, ein paar Schreiber und Notare und einige Viatoren und Lictoren.

Aber schon kam der erste Senator die Treppe herauf und wurde von dem Volke mit halb ironischen Zurufen empfangen.

Man kannte ihn und sein präcises Erscheinen war in Rom sprichwörtlich.

Während sich die übrigen Senatoren Zeit ließen, war er immer pünktlich zur Stelle und sein Kommen traf immer genau mit der Stunde zusammen, auf welche der Senat einberufen war.

Infolge dieses präcisen Erscheinens hatte er aber

auch Zeit, sich vor Beginn der Verhandlungen die Zeit mit Lectüre zu vertreiben.

Er hatte übrigens noch nicht lange Platz genommen, als auch schon andere Collegen erschienen und sich, nachdem sie vor dem Altare des Vulcan, dem der Ort geweiht war, Wein und Weihrauch geopfert und ein kurzes Gebet verrichtet hatten, theils auf die Plätze begaben, die sie gewöhnlich einzunehmen pflegten, theils im Mittelraume zu Gruppen zusammentraten.

Es bildeten sich zwei Hauptgruppen, von denen die eine aus Freunden Dolabella's, die andere aus Gegnern des Angeklagten bestand.

Waren die Senatoren bisher alle zu Fuß gekommen, wie es vorgeschrieben war, diejenigen, welche einmal consularische oder prätorische Würden bekleidet hatten, von Lictoren begleitet, so erregte jetzt das Erscheinen einer Sänfte, welcher das Volk ehrerbietig auswich, Aufsehen.

Ein blinder Senator saß in derselben; er hatte das Recht, sich in die Sitzung tragen lassen zu dürfen.

Es mochten ungefähr hundert Senatoren versammelt sein, als Cäsar mit seinem Anhange vor dem Senaculum erschien.

Heiter wie gewöhnlich grüßte er nach allen Seiten die ihn mit Zurufen empfangende Menge, drückte

diesem und jenem die Hand und verabschiedete sich in leutseligster Weise von dem heute vollzählig erschienenen Heere seiner Clienten, das sich lärmend über den Platz verbreitete und in den Gängen des Senaculums Posto faßte, sodaß es seine Ohren fast im Sitzungssaale hatte.

Cäsar war zwar nicht selbst Senator — er konnte dies bei seiner Jugend nicht einmal sein — aber seine Stellung als Flamen dialis vermittelte ihm den Eintritt in den Senat.

Durch den Einfluß seines Oheims Marius war Cäsar nämlich bereits mit vierzehn Jahren zum Priester Jupiter's (flamen dialis) ernannt worden, und diese bevorzugte Stellung gab ihm das Recht, die senatorische Toga prätexta mit dem breiten Purpurstreifen, die Tunica laticlavia und den senatorischen Schuh zu tragen, sich des curulischen Stuhls zu bedienen und im Senate das Wort zu ergreifen.

Cäsar wurde im Saale von seinen Freunden lebhaft begrüßt.

Wohl war das Häuflein derselben weit kleiner als die Schaar derer, die es mit Dolabella hielten, aber es war trotz dieser augenfälligen Minorität, in der er sich zu befinden schien, sowohl auf seinem wie auf dem Gesichte seiner Freunde eine Siegeszuversicht

zu lesen, der es freilich vorläufig an jeder greifbaren Begründung zu fehlen schien, die aber doch ihre Motive haben mußte, da selbst die Freunde Dolabella's von Zeit zu Zeit unruhig nach der ihre Meinung im Flüstertone austauschenden Gruppe hinüberblickten.

Jetzt kam auch der Angeklagte mit seinem Advocaten Hortensius.

Er war noch in jene Lumpen gekleidet, in denen er bis zum Tage des Gerichts die Straßen Roms durchzogen hatte, um von Thür zu Thür das Mitleid seiner Richter anzuflehen.

Der Mann, der das Consulat bekleidet und unter seinem Beschützer Sulla wegen einiger gegen die Thrazier errungenen Vortheile durch einen Triumph geehrt worden war, mußte jetzt vor der Thür der hohen Versammlung, deren Mitglied er als gewesener Consul von Rechtswegen war, Halt machen und sich auf das Bänkchen der Angeklagten setzen.

Es war dasselbe Bänkchen, auf welchem noch vor hundertfünfzig Jahren die Volkstribunen gesessen hatten, als ihnen noch nicht das Recht zustand, in den Sitzungssaal selbst eintreten zu dürfen.

Um den Senat bei seinen Berathungen zu controliren, hatten sie vor der offenen Thür auf einem Bänkchen Platz genommen.

Heute saß Dolabella auf dieser historischen Bank, und die Clienten Cäsar's, die ihn umwogten, flüsterten sich lachend die Anekdote von den vierzehn Monaten zu, in welche Dolabella als Statthalter von Macedonien das Jahr eingetheilt habe, um gewisse Abgaben, die monatlich entrichtet werden mußten, vierzehnmal statt zwölfmal zu erhalten.

Er hatte den sich über die willkürliche Maßregel Beschwerenden die höhnische Bemerkung entgegengehalten, daß November und December dem Wortlaute nach den neunten und zehnten Monat bedeuteten und daß es nothwendig noch zwei weitere Monate geben müßte.

Es war dies eine der Hauptgrundlagen für die von Cäsar gegen Dolabella erhobene Anklage.

Dolabella's Sachwalter Hortensius hatte kaum Zeit gehabt, einige zweifelhafte Senatoren zu begrüßen, um sie für seinen Clienten zu stimmen, als der Consul des Monats, der den Senat auf heute einberufen hatte, unter Vorantritt der Lictoren erschien und sich auf dem für ihn bestimmten erhöhten Platze niederließ.

Die übrigen Consuln und Prätoren des Jahres setzten sich auf ihre curulischen Stühle, die Tribunen nahmen ihre Sitze, die Senatoren, welche kraft ihrer einmal oder mehrmals verwalteten consularischen, prä-

torischen, ädilischen oder quästorischen Würden dasaßen, den Halbkreis um den Vorsitzenden ein, und die übrigen Senatoren erstiegen die Bänke, wobei sich eine Gruppirung nach Parteien bemerkbar machte, sodaß, wie die Sachen heute lagen, unschwer ein Sieg Dolabella's vorherzusehen war.

Ein Senator, der mit dem Consul gekommen war und den Auspicien beigewohnt hatte, welche in dessen Hause anläßlich der ausgeschriebenen Senatssitzung vorgenommen worden waren, näherte sich Cäsar und flüsterte ihm zu:

„Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich Dir sage, daß das geschlachtete Opferthier kurz, ehe es verendete, mit menschlicher Stimme gesprochen hat."

„Ich danke Dir für den wohlgemeinten Wink", sagte Cäsar lächelnd und erhob sich bald darauf zu dem Antrage, die Senatssitzung unter freiem Himmel abzuhalten, was so viel bedeutete, als sie zu vertagen, weil das Opferrind mit menschlicher Stimme geredet habe.

Der Consul, der das Opfer abgehalten, stellte das Phänomen zwar in Abrede, da sich jedoch der Senator, der Cäsar den betreffenden Wink gegeben hatte, als Zeuge erhob und erklärte, daß das Rind wirklich Laute von sich gegeben habe, die mit der menschlichen Stimme

große Aehnlichkeit gehabt, so blieb dem Consul nichts übrig, als das Augurncollegium zu berufen.

Dieses schien jedoch mit Dolabella zu sympathisiren, und da es den Senat in einer dem Angeklagten günstigen Zusammensetzung erblickte und den Grund des Einwurfs Cäsar's gegen die Gültigkeit der Sitzung durchschaute, so erklärte es nach Anhörung des Priesters, der den Opferact vorgenommen hatte, daß das geschlachtete Opferthier nicht mit menschlicher Stimme geredet habe und der Abhaltung der Sitzung nichts im Wege stehe.

Die Freunde Dolabella's richteten höhnische Blicke auf die Gegenseite, als sich Cäsar unter lautloser Stille erhob und begann:

„Wo ist der Censor, daß er nicht sein Amt verwaltet? Warum hält er nicht die senatorische Lesung? Ich sehe hier eine erkleckliche Anzahl Männer, die nicht in diese Versammlung gehören und nur einem Mißbrauche es verdanken, daß sie hier sitzen!"

Die Aufregung, in welche diese Worte den Senat versetzten, der alsbald im Klaren darüber war, wohin der Sprecher ziele, war geradezu unbeschreiblich.

Viele Senatoren verließen ihre Plätze und rannten von Bank zu Bank, um sich mit ihren Collegen zu besprechen.

Cäsar fuhr, sobald sich der erste Lärm gelegt hatte, unerschrocken fort:

„Ich sehe dort zwei Senatoren sitzen, die unter Sulla gemeine Soldaten gewesen sind. Wer ist's wohl, der nicht mit mir übereinstimmte, wenn ich sage, daß es sich nicht ziemt, wenn der, welcher einmal als gemeiner Soldat gedient und Schanzkörbe und Holzbündel geschleppt hat, später Senator wird? Gilt noch das alte Herkommen, das unsern Vätern heilig gewesen, oder gilt die Sullanische Vergewaltigung?"

„Sprich in ehrfurchtsvollerem Tone von Sulla, junger Mann!" rief ein Consular, der Stimmung der Sullanischen Adelspartei ungestüme Worte leihend, sodaß diese Beifall klatschte.

„Widerlege mich, wenn Du kannst!" beharrte Cäsar. „Ich nenne vorläufig Niemand, aber ich fordere den Censor auf, sein schon lange vernachlässigtes Amt ernstlich zu handhaben. Ich sehe neben ehemaligen gemeinen Soldaten hier Freigelassene sitzen, deren einziges Verdienst der Reichthum ist. Ich sehe unter den Männern, die ihre Ernennung zu Senatoren der Großmuth Sulla's verdanken, Persönlichkeiten, die den Senatorenstand entehrt haben, indem sie ihre Töchter mit Söhnen reicher Freigelassener verheiratheten. Ich sehe hier Senatoren, die zehnmal mehr Schulden haben als die gesetzlichen

zweitausend Drachmen, und wieder andere, die Geld- und Handelsgeschäfte treiben und Wucherzinsen nehmen. Ich sehe andererseits wieder Männer in den Reihen des Senats, die durch ihre Knickerei die Senatorenwürde in den Staub getreten haben. Dort sitzt ein gewesener Prätor, dem man auf der Straße nach Tibur begegnete, von nur fünf Sklaven begleitet, die mit Kochgeschirren bepackt waren; in der Stadt hat er kurz vor dem ersten Juli, dem Haupttermin des Wohnungswechsels, ein Gartenhaus bezogen, um später eine freigebliebene Wohnung billiger miethen zu können. Und auch Barbaren sehe ich im Senate! Seit wir Kleinasien erobert haben, ist es nicht anders, als ob der Orontes aus Syrien seine Wogen in den Tiber wälzte. Welches Vorrecht bleibt noch unserm Adel und den aus Latium gebürtigen Senatoren, wenn die Söhne der asiatischen Barbaren, die von unsern Heeren besiegt worden sind, sich auf diese Bänke setzen dürfen? Ist es denn so gar nichts, daß unsere Jugend die Luft des Aventin geathmet hat? Sollen wir zuletzt wohl gar Menschen nachstehen, welche mit demselben Winde nach Rom gekommen sind, welcher die Damascener Pflaumen und die syrischen Feigen nach Rom gebracht hat?"

Cäsar hatte den Protest gegen die Invasion barbarischer Elemente in den Senat, zu welchem er seinen

Angriff gegen die von Sulla herrührende Zusammensetzung des Senats zugespitzt, mit so gehobener Stimme gesprochen, daß das vor den Thüren des Senaculums angesammelte Volk jedes Wort hörte und jauchzend einstimmte.

Das Volk haßte die Fremden, und schon oft hatten anonyme Anschläge die Römer aufgefordert, den neuen Senatoren nicht den Weg in die Curie zu zeigen, und auf dem Marsfelde und vor den Thermen sang das Volk:

„Leute, die Sulla im Triumphe aufführte, führte er später in die Curie ein; vor kurzem trugen sie noch Hosen, jetzt blähen sie sich mit dem breiten Purpurstreife.“

Die Aufregung im Senate hatte den höchsten Grad erreicht.

Alle, die sich durch Cäsar's Rede getroffen fühlten, saßen mit bleichen Gesichtern auf ihren Plätzen.

Die unselbstständigen Elemente gruppirten sich um die tonangebenden Persönlichkeiten und holten sich bei diesen ihre Inspirationen.

Blicke voll Haß fielen auf Cäsar, drohende Worte gegen ihn, einzelne Heißsporne ließen sich zu Anträgen hinreißen, man möge den frechen jungen Mann zu ewigem Stillschweigen im Senate verurtheilen.

Da erhob sich der Volkstribun und sagte feierlich:

„Ich nehme Cäsar in meinen Schutz; er ist der Dolmetscher der Volkswünsche gegen die Clique, die hier volksfeindlich herrscht. Das Volk ruft durch unsern Mund dem Censor zu: Thue Dein Amt, halte eine Senatorenlesung!"

„Eine Senatorenlesung! Eine Senatorenlesung!" stimmten die mit Cäsar gehenden Senatoren ein.

Der Censor mußte der dringenden Forderung nachgeben und die Namen der Senatoren verlesen, etwas, was seit fünfzehn Jahren nicht geschehen war, da Sulla das Censorenamt in Rom ganz lahm gelegt hatte, sodaß es kein Censor wagte, den Senat zu purificiren.

Während die Namen verlesen wurden, hatte jeder Senator und Tribun das Recht, Bemängelungen gegen die einzelnen Persönlichkeiten vorzubringen, und über die auf diese Art angefochtenen Senatoren mußte der Censor eine Systemaluntersuchung einleiten, welche über die Frage entschied, ob die Betreffenden auch fernerhin berechtigt wären, im Senat zu bleiben.

Bis über diesen Punkt definitiv entschieden war, mußten sie sich der Abstimmung in der Versammlung enthalten und durften überhaupt nicht das Wort ergreifen.

Nicht weniger als vierundsechzig Senatoren erhielten bei der Namenlesung das Zeichen der Zweideutigkeit und waren somit mundtodt.

Da die Zweideutigen insgesammt Sullanische Creaturen und für Dolabella gewonnen waren, so sah dieser seinen Anhang mächtig schwinden und die beiden Parteien waren einander jetzt so ziemlich gleich, ja es schien sogar, als ob die Cäsarianer in der heutigen Sitzung die Oberhand hätten, nachdem sie sich so vieler Gegner mit einem Schlage entledigt hatten.

Hortensius, der die Chancen seines Clienten im Sinken sah, sagte zu einem Dolabella befreundeten Senator:

„Wenn wir sicher gehen wollen, müssen wir die mit und ohne Urlaub abwesenden Freunde einberufen. Cäsar's Leute sind alle da, von den unsern sind aber viele in Sicilien. Sie können zurück sein, wenn der Consul die Sitzung auf zehn Tage vertagt."

Der Consul verstand den Wink und ließ den Ruf: „Der Senat ist unvollständig!" ertönen.

Die Aufregung, die sich nach Beendigung der Namenlesung kaum erst ein wenig gelegt hatte, warf wieder höhere Wogen, und Gegenrufe ertönten, welche die Vollständigkeit des Senats behaupteten.

„Der Senat ist vollständig!“ rief Cäsar. „Wenn das Gesetz bei Geldbewilligungen für Spiele nur die Anwesenheit von hundertfünfzig und bei Beschlüssen des Senats über Dispensationen von Gesetzen nur die Anwesenheit von zweihundert Senatoren erfordert, so werden, um über eine Anklage zu richten, doch auch zweihundert Senatoren genügen? Ich wiederhole, der Senat ist vollständig!“

„Er ist nicht blos vollständig, er ist sogar in Anbetracht der zu verhandelnden Angelegenheit in großer Vollzähligkeit beisammen“, ließen sich Stimmen vernehmen.

Während noch die Rufe der sich gegenüberstehenden Parteien in Betreff der Vollständigkeit oder Unvollständigkeit des Senates bunt durcheinander schwirrten, zerhieb ein Senator den Knoten durch den Antrag:

„Zähle!“

„Ja, zähle!“ schlossen sich viele Stimmen an.

Der Vorsitzende ging auf den Zählungsvorschlag ein und sagte:

„Wer den Senat für vollzählig ansieht, trete auf die rechte, wer ihn für unvollzählig ansieht, auf die linke Seite.“

In fünf Minuten war mit hundertdrei gegen hunderteine Stimme entschieden, daß der Senat vollzählig sei.

Die Spannung auf den Ausgang des Processes wuchs, als es bei dieser Vorabstimmung klar geworden war, daß eine oder zwei Stimmen den Ausschlag geben würden.

Cäsar begründete nun, als der Senat förmlich constituirt war, seine Anklage in einer so beredten und schlagenden Weise, daß Hortensius Mühe hatte, ihn zu entkräften.

Und nun kam es unter lautloser Stille zur Abstimmung.

Zuerst gab der princeps senatus seinen Wahlspruch ab, er lautete auf Freisprechung.

Dann wurden die Senatoren, die kraft der consularischen, prätorischen, ädilischen und quästorischen Würden, die sie einmal bekleidet hatten, hier saßen, um ihre Meinung befragt. Sie waren meistens durch Sulla's Einfluß zu ihren Würden gekommen und einer nach dem andern antwortete auf die Frage des Vorsitzenden:

„Ich spreche den Angeklagten frei!“

Unter den einfachen Senatoren, die keine Rücksichten zu nehmen hatten, überwog die Unbefangenheit und in diesen Reihen ertönte das verhängnißvolle: „Ich verurtheile den Angeklagten!“ häufiger, so häufig zuletzt, als die compacte Masse von Cäsar's Freunden an die

Reihe kam, daß Dolabella auf seinem Bänkchen vor der Thür des Senaculums Blut schwitzte.

Endlich waren alle Stimmen abgegeben und gezählt — Dolabella erschien mit kaum nennenswerther Majorität freigesprochen.

„Ich wünsche Dir Glück zu Deinem Erfolge!" sagte Cäsar lächelnd zu Hortensius, indem er geschlagen den Senat verließ.

Hinter ihm mischte sich schadenfrohes Lachen mit den Worten des Vorsitzenden, der mit der stereotypen Formel: „Wir halten Euch nicht länger auf, versammelte Väter", den Senat auflöste.

„Wir haben eine Niederlage erlitten", sagte Cäsar draußen zur Clientenschaar, „aber der Augenblick wird kommen, wo wir es ihnen heimzahlen werden."

Er hatte den Satz kaum beendet, als man ihm eine Depesche brachte. Indem er sie las, heiterten sich seine Züge auf und er sagte:

„Der Augenblick der Heimzahlung ist früher gekommen, als ich dachte! Ihr werdet morgen von mir hören, meine Freunde; findet Euch bei Zeiten auf dem Capitol ein und sagt zu dem, den Ihr als Freund Cäsar's erkennt, daß er auch dahin kommen möge."

Cäsar verließ, nachdem er den Brief, der ihm den Tod des Königs von Bithynien gemeldet hatte, wieder

zu sich gesteckt, den Vulcanal, um seine Vorbereitungen für den folgenden Tag zu treffen.

Und als dieser Tag anbrach, da sah man auf dem Capitol die von Sulla umgestürzten Trophäen des Marius wieder aufgerichtet.

Die goldglänzenden und mit großer Kunst gearbeiteten Bildnisse des Marius mahnten in ihren wiederhergestellten Inschriften an die Siege über Jugurtha, über Cimbern und Teutonen.

Ein Schrei freudiger Ueberraschung ging bei der Kunde, daß der Neffe des Marius das Andenken an seinen großen Oheim wieder zu Ehren gebracht habe, durch Rom.

Die geheimen Parteigänger des Marius strömten in hellen Haufen zum Capitol und jubelten dort Cäsar und Marius zu.

Die alten Soldaten, die unter Marius gedient, lockte die Kunde von dem Geschehenen zu Tausenden nach dem Capitol, wo die Invaliden aus den afrikanischen und cimbrischen Kriegen Thränen vergossen, als sie unerwartet und gegen das bestehende Verbot an der alten Stelle die verehrten Züge des Helden sahen, die sich goldglänzend von der Marmorunterlage loslösten.

Die weißhaarigen Soldaten erinnerten sich ange-

sichts des geliebten Bildes des berühmten Wortes, mit dem Marius die für sich und ihre Brüder, die Teutonen, Ländereien heischenden Cimbern abgefertigt hatte. „Eure Brüder, die Teutonen, haben bereits Ländereien, die sie auf ewig behalten werden", sagte er lächelnd zu den Abgeordneten der Cimbern, die noch keine Ahnung von der Niederlage der Teutonen hatten, welche Marius so eben in fürchterlicher Feldschlacht überwunden und in die Rhone gejagt hatte; „Ihr sollt auch Ländereien zu demselben Preise erhalten."

Und auf den Lippen der Veteranen schwebte neben dem Namen des Marius der Name Cäsar und Tausende erklärten den jugendlichen Neffen des Marius für dessen würdigen Nachfolger.

Zum ersten Male hob die Woge der Volksgunst den kühnen jungen Mann, der sich ruhig die Huldigungen der Menge gefallen ließ, während der Senatsbote von einer Senatorwohnung zur andern flog, um die Väter der Stadt zu einer außerordentlichen Sitzung einzuberufen, in welcher über das unerhörte Geschehniß berathen werden sollte.

Cäsar erschien selbst im Senate und wollte eben unbefangen seinen Platz einnehmen, als ihm Catulus, dessen Vater Marius allerdings auf dem Gewissen hatte, zornig zurief:

„Unbesonnener junger Mann, gehst Du denn mit Gewalt darauf aus, die Republik zu stürzen? Begnügst Du Dich nicht damit, sie heimlich zu untergraben? Willst Du öffentlich und bei hellem Tage Sturm gegen sie laufen?“

„Welche unbesonnenen Worte führst Du gegen mich, Catulus?“ vertheidigte sich Cäsar ruhig, indem er das Testament des Nikomedes aus der Tasche zog. „Ist das ein Feind der Republik, der an der Vergrößerung dieser Republik arbeitet? Laß Dir sagen, Catulus, daß vor wenigen Tagen Bithyniens König, der dritte Nikomedes, kinderlos und blos mit Hinterlassung einer jugendlichen Wittwe, die ich dem Wohlwollen Roms empfohlen wissen will, gestorben ist und sein schönes Reich der Republik hinterlassen hat! Und fragst Du, Catulus, wer den Nikomedes bestimmt habe, so günstig für Rom über sein Reich zu verfügen, so zwingst Du mich, alle Bescheidenheit beiseite zu setzen und Dir zu sagen, daß ich das Testament des Nikomedes aus Bithynien nach Rom gebracht habe. Hier lege ich es in des Consuls Hand, damit er auf Grund desselben die Ansprüche der Republik auf Bithynien verfechte. Ich aber frage Dich nochmals: ist das ein Feind der Republik, der seine Freunde bestimmt, ihre Reiche dieser Republik zu vermachen?“

So schlagend war Cäsar's Argumentation, daß es Niemand mehr wagte, neue Vorwürfe gegen Cäsar zu schleudern.

Es wurde auch kein Antrag gestellt, die Trophäen des Marius, die Cäsar eigenmächtig zu Ehren gebracht, wieder beseitigen zu lassen; standen doch vor dem Senaculum Tausende, welche Cäsar zuriefen:

„Fürchte Dich nicht, Cäsar, wir lassen Deinen Oheim nicht wieder beschimpfen! Fürchte Dich nicht, wir schützen Dich, mit unserer Hülfe wirst Du über Deine Nebenbuhler siegen. Mit der Unterstützung des Volkes, dessen Lieblingshelden Du so eben wieder zu Ehren gebracht hast, wirst Du den ersten Rang in der Republik einnehmen! Geh muthig vorwärts, Cäsar, Dein ist die Zukunft, denn mit Dir ist das Volk!"

Neuntes Kapitel.

Der Parther. — Der Kriegsrath.

Bei Venusia, da wo die Appische Straße die Provinzen Apulien und Lucanien trennt, steht das Zelt des Spartacus.

Der kühne Thrazier ist auf dem Punkte, vor dem Heere des römischen Feldherrn Crassus den Rückzug antreten zu müssen.

Noch steht er zögernd da und wendet den Blick sehnsuchtsvoll nach der Samniter und Sabiner gebirgigen Ländern.

Dort winkt die Freiheit, und wäre es nach seinem Sinne gegangen, so hätte er der Sklaven täglich wachsendes Heer an Rom vorüber durch das Gebirge nach Umbrien und Gallien geführt, dem sichern Freiheitshafen entgegen.

Aber seine Offiziere und Soldaten hatten seine Pläne gekreuzt.

Sie wollten nicht die Freiheit, sie wollten nur Beute.

Sie konnten sich von der herrlichen Appischen Straße nicht trennen, längs welcher es so viele glänzende Städte gab, die man brandschatzen und plündern, so viele reich ausgestattete Paläste, die man ausrauben konnte.

Antium mit seinen großartigen, bis ins Meer hineingebauten Palästen lockte sie ebenso wie Terracina, Salernum und der Dianatempel von Arricia, der von kostbaren Sachen strotzte, welche römische Frauen, die Diana ein Gelübde zu lösen gehabt, seit Jahrhunderten in festlichen Aufzügen, Kränze in den Haaren und Fackeln in den Händen, dahin getragen.

Jetzt freilich war die Appische Straße, sonst das Stelldichein der eleganten Bevölkerung Roms, leer.

Keine Molosserhunde mit großen Halsbändern, wie sie die vornehmen Römer immer so sehr liebten, sprangen an den seidenen Vorhängen der Sänften empor, in welchen sich schöne Frauen nach ihren am Meer gelegenen Villen tragen ließen; keine Luxuswagen rollten die öde Straße entlang, deren Pflaster nur von dem schweren Schritte der Soldaten des Crassus widerhallte.

Soweit diese ihre Reihen ausdehnten, fühlte man sich sicher, darüber hinaus herrschte Schrecken auf der

sonst so beliebten Verkehrslinie, denn selbst die Bettler, welche dieselbe in guten Tagen, zu förmlichen Colonien organisirt, zu bevölkern pflegten, hatten zum Räuberhandwerk gegriffen und bildeten gleichsam die Avantgarde des Sklavenheeres, das jetzt, den Fuß schon zum Rückzug erhoben, das Angesicht aber noch auf Bajä gerichtet, dastand.

Das von prächtigen Landhäusern, reichen Städten und wohlhabenden Dörfern umrahmte Bad Bajä hätten die Soldaten des Spartacus gar zu gern in ihre Gewalt bekommen, und sie knirschten vor Wuth, als ihnen Crassus in dem Augenblick den Weg dahin verlegte, wo sie Bajäs Paläste bereits im Meere sich spiegeln, wo sie die purpurgeschmückten Barken und Galeeren der Reichen im Hafen sich tummeln sahen, wo die üppigen Gesänge derer, die auf diesen Barken tafelten, an ihr Ohr drangen.

In seinem Zelte saß Spartacus trüben, nachdenklichen Gesichts neben einem Manne von athletischen Formen, welche in einem Schuppenpanzer glänzten, wie ihn die Parther zu tragen pflegten.

Der Parther war der Einzige im Heere des Spartacus, der unbedingt mit dem Sklavenführer ging.

Ihn gelüstete es nicht nach Beute; er hatte die

Freiheit frühzeitig verloren und dürstete danach, sich dieselbe für immer zu erobern.

Gleich Spartacus sah er in Italien kein Heil für sich und seine Kameraden ab, weil er wie sein Feldherr von der Ansicht ausging, daß Roms Heere früher oder später des Aufstandes Herr werden würden.

Darum war auch seine Losung: Auf, auf nach Gallien!

Mit fünf Brüdern war er als Jüngling in blutiger Schlacht von den Römern gefangen worden.

Sorgfältige Pflege hatte die Wunden aller geheilt und eine Fechterschule, die des Lentulus, hatte sie aufgenommen.

Von allen Brüdern war er allein übrig, als die Fechterschule des Lentulus unter der Anführung des Spartacus ausbrach.

Alle fünf waren sie eines elenden Sklaventodes gestorben und der sechste dachte an ihr Schicksal, wenn seine Kameraden von einem Zuge gegen Rom faselten.

Der eine hatte in der Fechterschule, nachdem er sich drei Jahre hindurch mit Bravour verhalten, das Stockrappier als Zeichen der Befreiung vom Auftreten in der Arena erhalten und war nahe daran, den Hut und mit ihm die gänzliche Freilassung sich zu erwerben, als ihm sein Herr gegen alle Ordnung ansann, noch einmal öffentlich aufzutreten.

Und zwar war es ein Mohr, den er bekämpfen sollte.

Als er sich dessen weigerte und auf sein ehrenvoll verdientes Stockrappier hinwies, hatte ihn sein Herr in der Gladiatorenschule in die Erde eingraben und verhungern lassen.

Der Parther hatte von dem sterbenden Bruder die prachtvollen, künstlich verzierten Waffen, die Helme mit wallenden Federbüschen, die bunten goldgestickten Kleider, die Palmzweige und Ehrenketten, die derselbe in seiner mehrjährigen Fechterlaufbahn als Siegeszeichen erhalten, übernommen, um sie ewig in Ehren zu halten.

Der zweite Bruder hatte es womöglich in sieghafter Unerschrockenheit dem ersten zuvorgethan und sich zum Liebling der Frauen emporgeschwungen.

Er war ein Mann von außergewöhnlicher Schönheit, und die üppige Kost, bei welcher man die Fechter großzog, hatte seine Muskulatur so entwickelt, daß er in der Arena nicht seinesgleichen hatte.

Dichter besangen ihn, weil sie sich dadurch den Frauen gefällig erwiesen; er wurde auf Töpfen und Schüsseln, Lampen, Gläsern und Siegelringen abgebildet und in mehr als einem Atrium fand man sein Bild von Frauennägeln auf die Wand gekritzelt.

Eines Tages überfiel den Aermsten das Heimweh

so, daß kein Trosteswort der Brüder dagegen aufzukommen vermochte.

Er sehnte sich zu sterben, und so oft ihn der düstere Schall der Tuben zum Gefecht rief, glühte sein Auge in fanatischer Todeslust.

Aber weder das Schwert noch der Dolch, weder der Dreizack noch das Netz der Gegner vermochte ihm etwas anzuhaben, er schien gegen den Tod gefeit.

Da verband er sich in wahrer Todesfreundschaft mit einem Kameraden, der freigeboren sich als Fechter hatte anwerben lassen, um einer drückenden Schuldenlast zu entgehen.

Der Freigeborne hatte es in etwas versehen und den Unmuth des Gebieters wachgerufen, der ihn zur Geißelung verurtheilte.

Der freigeborene Fechter mußte sich die entehrende Strafe zähneknirschend gefallen lassen, denn er hatte beim Eintritt in die Fechterschule geschworen, sich mit Ruthen hauen, mit Feuer brennen und mit Eisen tödten lassen zu wollen.

Aber er dürstete nach Rache und fand in dem jungen lebensmüden, heimwehverzehrten Parther einen willkommenen Verbündeten.

Die Beiden, denen man nach jedem Auftreten in der Arena die Waffen wegnahm, um Selbstmorde zu

verhüten, erwürgten sich eines Tages gegenseitig mit bloßen Händen.

Der älteste Bruder nahm dem Todten die längliche viereckige Marke mit dem Datum des ersten Auftretens vom Halse und hing sich dieselbe selbst um.

Es lebten ihm also nur noch drei Brüder.

Einer von ihnen nahm sich den Tod seines Bruders so zu Herzen, daß er unfähig war zu fechten.

Sein Herr, der hinter diesem Widerstreben freventliche Tücke witterte, ließ ihn auf einem Karren zwischen Wachen in die Arena fahren.

Der junge Fechter stellte sich, als wenn er vom Schlaf überwältigt einnickte, ließ endlich den Kopf so tief sinken, daß er ihn zwischen die Radspeichen bringen konnte, und hielt sich in dieser Stellung so lange, bis ihm die Umdrehung des Rades das Genick brach.

Der vierte war von seinem Herrn zum Abrichten wilder Thiere verwendet worden.

Er hatte damit anfangen müssen, Hausthiere zu Schauspielen, Opfern und Processionen zu putzen, Ochsen weiß anzustreichen, Schafe mit Purpur und Scharlach, Strauße mit Zinnober zu färben, den Löwen die Mähnen zu vergolden, die Opferthiere mit breiten bunten Schärpen und mit Goldblech zu behängen.

Dann hatte er wilde Stiere gelehrt, auf den Hin-

terfüßen zu stehen, Knaben auf sich tanzen zu lassen, zu schwimmen und auf schnellfahrenden Zweigespannen als Wagenlenker unbeweglich zu stehen.

Hirsche hatte er gelehrt, auf sein Commando dem Zügel zu gehorchen, Panther, im Joche zu gehen.

Er hatte Elephanten abgerichtet, daß sie tanzten, die Cymbel schlugen und schrieben; er hatte Löwen gezähmt, daß sie Hasen fingen; als er aber einmal zwei Antilopen, die ihm zur Zähmung übergeben worden waren, so hart hatte an einander rennen lassen, daß sie sich gegenseitig mit den Hörnern spießten, war sein Herr zornig geworden und hatte ihn an einen Pfahl binden lassen und den Löwen zum Fraße hingestellt.

Der letzte der fünf hatte bei einem öffentlichen Schauspiel, das Lentulus veranstaltete, als Orpheus verkleidet aus einer Versenkung aufsteigen müssen, als ob er aus der Unterwelt zurückkehre.

Es war Großartiges für die Ausstattung geschehen; die Natur schien von seinem Spiele bezaubert, Felsen und Bäume bewegten sich auf ihn zu, Vögel schwebten über ihm, da plötzlich stürzten aus vier Grotten ebenso viele Löwen herbei, und der Pseudo-Orpheus mußte seine Geschicklichkeit zeigen und sich mit den bloßen Händen gegen die vier blutdürstigen Ungeheuer wehren.

Er schlug glücklich eins derselben durch einen wohlgezielten Faustschlag auf die Stirn nieder, entging aber trotz aller Bravour nicht dem Schicksal, von den übrigen zerrissen zu werden.

So jammervoll hatten die fünf Brüder des Parthers geendet, und es war natürlich, daß bei ihm der Wunsch, dem verhaßten Italien für immer den Rücken zu kehren, eine Uebereinstimmung mit den Anschauungen des Feldherrn herbeiführte.

Wie die Beiden so in ziemlich düsterer Stimmung nebeneinander standen und wohl schon Manches, was auf die Gefährlichkeit der gegenwärtigen Lage Bezug hatte, in ernster Rede erwogen haben mochten, sagte Spartacus zu dem Parther:

„Ich hätte ihnen gern Bajä gegönnt, wenn sie nun einmal Rom nicht haben können, aber jetzt ist's aus damit. Gegen des Crassus Legionen vermögen wir nicht anzurennen, und die Götter mögen geben, daß es noch nicht zu spät ist, auf meinen alten Plan zurückzukommen."

„Du hoffst das Heer des Crassus umgehen zu können?" warf der Parther ein.

„Ich werde im Kriegsrath in diesem Sinne meine Stimme erheben", sagte Spartacus. „Die einzige Rettung scheint mir darin zu liegen, Crassus durch

eine Scheinbewegung gegen Pästum westwärts zu locken und uns dann, während er uns auf dem Marsche nach Lucanien glaubt, mit aller Schnelligkeit über Luceria nach dem Lande der Picener zu werfen und so Ariminum und Gallien zu gewinnen. Ich fürchte nur den Kappadocier und seinen Anhang. Meine Soldaten hören mehr auf ihn als auf mich; es war keine gute Stunde, in welcher er ins Lager kam, so tapfer er sonst auch ist."

Spartacus winkte dem Parther, ihm in die Versammlung der Offiziere zu folgen, in welcher über die nächsten Operationen Beschluß gefaßt werden sollte.

Spartacus hatte sich nicht getäuscht, der Kappadocier war zur Stelle und der Kriegsrath empfing den bisher siegreichen Feldherrn mit einem Schweigen, das nichts Gutes ankündigte.

Auch als er seinen Plan entwickelte, das Heer des Crassus und Rom zu nmgehen und sich gegen Gallien zu wenden, löste sich dieses unheimliche Schweigen nicht, bis der Kappadocier unter dem beifälligen Gemurmel der Unterbefehlshaber das Wort nahm und sagte:

„Alle Ehrfurcht vor Deinem Urtheil und Deiner Kriegserfahrenheit, Spartacus, aber Du täuschest Dich, wenn Du glaubst, Deine Soldaten seien von dem

Wunsche beseelt, Gallien möglichst schnell zu erreichen. Rom ist der Punkt, der sie anlockt, nach Rom wollen sie, die Herren derer wollen sie, wenn auch nur auf kurze Zeit, werden, deren Sklaven sie so lange gewesen. Wenn sie die Paläste ihrer ehemaligen Herren geplündert und dem Erdboden gleichgemacht haben, dann magst Du sie zu dauernder Freiheit nach Gallien führen."

„Jawohl, nach Rom führe uns vor allem!" stimmten die Offiziere dem Kappadocier bei, während ihre Augen vor Raublust und Haß gegen Rom funkelten.

„Eure Gier nach den Schätzen Roms wird zu Eurem Verderben ausschlagen", sagte Spartacus. „Glaubt Ihr in offener Feldschlacht gegen Crassus siegen zu können? Und wenn Ihr seine Reihen durchbrecht und vor Rom gelangt, so werdet Ihr dieses noch nicht gestürmt haben und schon wird ein neues römisches Heer vor Euch stehen, Euch zwischen sich und die Stadt klemmen und Euch vernichten."

„Wenn Du daran verzweifelst, uns nach Rom zu bringen, der Kappadocier führt uns dahin!" schrie ein Offizier.

„Ja, der Kappadocier weiß ein unfehlbares Mittel, uns Rom in die Hände zu spielen", fielen drei, vier Unterbefehlshaber gleichzeitig ein.

Spartacus wandte sich mit Gelassenheit gegen den

Kappadocier und forderte ihn auf, seinen Feldzugsplan zu entwickeln.

„Wenn Du mir folgst, Spartacus, so läßt Du Dich mit Crassus in keine Schlacht ein“, nahm der Kappadocier das Wort. „Du wendest Dich nach Lucanien und Bruttien und von dort, die Meerenge übersetzend, nach Sicilien. In Sicilien fallen Dir ohne Schwertstreich hunderttausend Sklaven zu und Du bringst Dein Heer auf das Doppelte. Mit diesem verstärkten Heer segelst Du geradeswegs nach Rom, und während Crassus sich erst nach Schiffen umsehen wird, um Dir nach Sicilien zu folgen, wirfst Du Dich auf Rom und nimmst es durch einen kühnen Handstreich.“

„Vortrefflich!“ jauchzten die Unterbefehlshaber Beifall.

„Wie aber kommen wir nach Sicilien, wie von Sicilien nach Rom?“ wandte Spartacus ein.

„Auf den Schiffen der Piraten“, entgegnete der Kappadocier. „Hast Du vergessen, daß ich Pirat war, ehe ich zu Euch kam, vom Hasse gegen Rom geleitet? Ich wollte mit Euch kämpfen, wollte mich überzeugen, ob Ihr die Macht und den Willen habt, große Schläge gegen das stolze Rom zu führen. Ich habe Euch gefunden, wie ich Euch wünschte; jetzt will ich Euch die Hülfe meiner Freunde zuführen.“

„Werden Dir Deine ehemaligen Kameraden willig folgen?“ fragte Spartacus besorgt.

„Du würdest keinen Augenblick daran zweifeln, wenn Du die Satzungen der Piraten kenntest“, entgegnete der Kappadocier. „Dem bedrohten Kameraden weigert kein Piratenkapitän den erbetenen Beistand, wenn er jenen auch gar nicht kennt; der mit einem von uns abgeschlossene Vertrag wird von der ganzen Gesellschaft unweigerlich anerkannt und jede einem einzelnen zugefügte Unbill von allen geahndet. Mir aber hat ein römischer Bürger eine Unbill zugefügt und Rom soll dafür büßen. Führe das Heer nach Bruttien und laß mich ausziehen, Dir eine Flotte zu holen. Ich kenne die Signalplätze der Piraten, ich bin in den abgelegensten Verstecken der unwegsamen und gebirgigen lycischen, pamphilischen und cilicischen Länder zu Hause. Ich kenne die Felsschlösser, in welchen meine Kameraden, während sie selbst die Meere befahren, ihre Weiber, Kinder und Schätze versteckt halten. Ich weiß, wo im nordwestlichen Winkel des rauhen Cilicien, am nördlichen Abhang des Tauros, in einem mit prachtvollen Eichenwäldern bedeckten Labyrinth von steilen Bergrücken, zerklüfteten Felsen und tiefeingeschnittenen Thälern der geheimnißvolle Schlupfwinkel unseres ersten Häuptlings liegt. Ein Wink von

ihm und tausend schnellsegelnde Barken setzen sich zu Deiner Unterstützung gegen Bruttiens Küsten in Bewegung und bringen Dein Heer zuerst nach Sicilien und von da nach Rom. Dieses hat Dir keine Schiffe entgegenzustellen. Es fürchtet ja die Piraten so sehr, daß es kaum mehr wagt, Getreide aus den Provinzen nach Italien zu führen, daß es nur zitternd Geld und Reisende in die See stechen sieht und daß seine Kaufleute lieber die ungünstige Zeit mit ihren gefährlichen Stürmen zu ihren Fahrten übers Meer wählen, als daß sie sich zu guter Fahrzeit der Gefahr aussetzten, den Piraten in die Hände zu fallen. Laß nun die Piraten mit Deinen Soldaten sich verbinden, und Rom ist verloren. Wir wollen die römischen Tempelschätze so gründlich heben, daß Apollo in Rom, trotzdem er der am reichsten beschenkte unter den römischen Göttern genannt wird, doch so arm werden soll, daß, wenn die Schwalbe bei ihm zu Besuch sein wird, er ihr von allen seinen Schätzen auch nicht ein Quentchen Gold mehr wird vorzeigen können."

Die Rede des Kappadociers hatte die Offiziere so entzündet, daß Spartacus, selbst wenn er seine ganze Nüchternheit bewahrt hätte, gegen die allgemeine Stimmung nichts ausgerichtet haben würde.

So aber hatten die Worte des Kappadociers selbst

auf ihn eines gewissen Eindrucks nicht verfehlt, und der Gedanke, in Verbindung mit den mächtigen und wohlorganisirten Piraten zu manövriren, erschien ihm nicht so absurd, daß er nicht hätte auf ihn eingehen können.

So wurde der Aufbruch der Sklavenschaaren nach Bruttien beschlossen und der Parther bestimmt, die Avantgarde zu führen.

Zehntes Kapitel.

Der Pirat und die Königswittwe.

Seit Hannibal hatte sicherlich Niemand die Römer so grimmig gehaßt wie der Kappadocier.

Alle seine Gedanken drehten sich nur um den einen Pol, Rache an Rom, Rache an Cäsar zu nehmen.

Er betrieb die auf die Erreichung seiner weitschweifenden Ziele gerichteten Anstalten mit einem wahrhaft fanatischen Feuereifer.

Im leichten Mauskahne flog er von einer Piratenstation zur andern und die Signale spielten nach allen Richtungen, um die Geschwader der Piraten nach einem Sammelpunkte hinzulenken.

Auf den Werften von Sida in Pamphilien, welche Stadt den Piraten gestattete, Schiffe zu bauen und die gefangenen Freien auf ihrem Markte feil zu bieten,

herrschte ein reges Leben wie nie zuvor, denn man arbeitete auf des Kappadociers Anregung an hundert neuen Schiffen, welche ein Heer von Piraten in das goldene Meer und aus diesem nach Bruttiens und Siciliens Küsten bringen sollten.

Wie ein offenes Geheimniß ging es von einer Küstenstadt zur andern, daß die Piraten einen großen Schlag gegen Rom vorbereiteten, und was es in Italien, Spanien und Kleinasien an zersprengten Abenteurern, an abgehetzten Flüchtlingen, an desertirten Soldaten, an elenden und verwegenen Elementen gab, das sammelte sich in den Werbeplätzen der Piraten, herbeigezogen durch die verlockende Aussicht auf eine Plünderung Roms.

Um noch mehr einheitliche Leitung in die Vorbereitungen zu bringen, ließ es sich der Kappadocier nicht verdrießen, die Schlupfwinkel der Piratenfürsten in Cilicien zu bereisen und einen nach dem andern für das Unternehmen zu gewinnen.

Einmal in Cilicien, beschloß er einen Abstecher nach seiner Heimat, dem benachbarten Kappadocien zu machen.

Dort kannte ihn jedes Kind, dort konnte er tausend verwegene Gesellen um sich sammeln, wenn er ihnen einen Beutezug nach Italien vorspiegelte.

In Kappadocien erreichten ihn Nachrichten, die seinem Nachestreben neue Zielpunkte gaben.

Er hörte, daß sich eine Verbindung zwischen der Wittwe des Nikomedes und jenem Galaterfürsten vorbereite, der noch bei Lebzeiten des Nikomedes um dessen Tochter gefreit hatte.

Wohl hatte Nikomedes Bithynien den Römern vermacht und es ging die Sage, daß seine jugendliche Gemahlin Urbilia aus Gefälligkeit für ihren ehemaligen Geliebten Cäsar viel dazu beigetragen habe, Nikomedes in dem von Cäsar in ihm angeregten Gedanken zu ebstärken, sein Reich den Römern zu hinterlassen; aber es hieß auch, daß Urbilia, seit sie Wittwe geworden und sich von Cäsar's Einflusse befreit fühle, die Dinge mit andern Augen ansehe als früher und Gefallen am Herrschen gefunden habe.

Andererseits fühlte sich der Fürst von Galatien durch den Gedanken beunruhigt, die mächtigen Römer als Gebieter Bithyniens zu unmittelbaren Nachbarn zu bekommen.

Er ahnte, daß dann auch Galatiens Stunde bald schlagen könnte, und arbeitete an dem Zustandekommen eines Bundes der kleinasiatischen Provinzen gegen Rom, dem er dadurch einen greifbaren Kern und Mittelpunkt geben wollte, daß er Galatien mit Bithynien eng verband.

Eine Heirath mit der Wittwe des Nikomedes erschien ihm als der sicherste Weg zur Verwirklichung seiner Pläne, und er sah sich insoweit vom Glück begünstigt, als von Urbilia auf seine Anfrage keine unbedingt abschlägige Antwort erfolgte.

Urbilia fand in der Aussicht, als königliche Pensionärin ihre Tage in Rom zu beschließen, nichts besonders Reizendes; sie konnte es sich gefallen lassen, wenn ihr der Galatier anders gefiel, Fürstin von Galatien zu werden.

Was ging es sie an, daß ihr Gemahl, der auf Grund der Heirath Erbansprüche auf Bithynien machte, dieselben mit Gewalt der Waffen gegen Rom geltend machte?

Sie hatte sich daher vorgenommen, den Eindruck, den der Galater persönlich auf sie machen würde, entscheiden zu lassen.

In Ancyra, der unfern von der Grenze Bithyniens gelegenen Hauptstadt Galatiens, sollten Urbilia und der Fürst der Galater zusammentreffen, und die zukünftige Gestaltung der Dinge wurde davon abhängig gemacht, ob beide Theile Wohlgefallen an einander finden würden.

Das waren die Neuigkeiten, welche der Kappadocier in seiner Heimat erfuhr und sofort in seinem Sinne auszubeuten beschloß.

Er hatte sich einmal vermessen, eine Königstochter heirathen zu wollen, und Cäsar war zuerst insofern hindernd dazwischen getreten, als er die eigentliche Königstochter seiner Gewalt entzog.

Denn in den Tagen seiner schmählichen Gefangenschaft in Bithynien war ihm der ganze Zusammenhang klar geworden, er hatte erkannt, daß er statt der Königstochter eine Sklavin gefreit.

Wäre Myrsa aber damals in seinen Händen geblieben, so hätte sich der Irrthum doch endlich aufgeklärt und er hätte die Königstochter freien können.

Cäsar war an allem Uebel schuld, das ihm zugestoßen, an seiner Gefangennehmung und beispiellosen Demüthigung, wie daran, daß ihm Myrsa entschlüpfte.

Cäsar aber, den er begreiflicherweise über Alles haßte, empfindlich zu treffen, bot ihm die gegenwärtige Sachlage die beste Gelegenheit; wußte er doch, daß Cäsar daheim eine Gemahlin hatte, der es nicht angenehm sein könnte, von den Beziehungen zu erfahren, die zwischen Cäsar und Urbilia bestanden hatten und die im Uebrigen ein so offenkundiges Geheimniß waren, daß man sich davon selbst in von Rom entlegenen Gegenden, wie in Bithynien und Kappadocien, als von etwas Allbekanntem erzählte.

Aber ehe er sich an Cäsar rächte, wollte er sich selbst Genugthuung verschaffen.

Lag doch in dieser Genugthuung schon eine Art Anfang des Rachewerks gegen Cäsar.

Die Königstochter war ihm entgangen, er wollte zur Ausgleichung die Hand nach der Königswittwe ausstrecken.

Die ehemalige Geliebte Cäsar's, die Wittwe des Nikomedes sollte sein Weib werden, wenn auch nur auf kurze Zeit.

Den einmal gefaßten Entschluß verfolgte er mit einer Energie, die vor keinen Hindernissen zurückschrak.

Er fing damit an, den verwegenen Heimatgenossen, die er für den Piratenzug angeworben hatte, für die Zeit, um welche die Reise der bithynischen Königswittwe nach Ancyra stattfinden sollte, ein Stelldichein auf einem Punkte zu geben, der die von Bithynien nach Galatien führende Straße beherrschte.

Als er auf diesem Punkte die fast tausend Köpfe starke Schaar seiner Parteigänger um sich hatte, war es ihm ein Leichtes, dieselben unter Zusicherung königlichen Lohns zu bestimmen, den Zug Urbilia's zu überfallen.

Er behielt sich nur das Verfügungsrecht über die Königswittwe vor; was diese und deren Umgebung

an Gold und Kostbarkeiten mit sich führten, das sollte als Beute den an dem Ueberfalle Betheiligten zufallen.

Das verwegene Unternehmen gelang vollständig.

Während der Galaterfürst seiner Braut auf der Heerstraße mit großem Gefolge entgegenzog, wurde die gefangene Urbilia auf Gebirgspfaden durch das Land der Galater nach dem benachbarten Kappadocien und von da nach den an Schlupfwinkeln reichen Gebirgen Ciliciens geschleppt, wo sich der Kappadocier eines Tages mit offener Werbung der Königswittwe gegenüberstellte, die sein Antrag nicht wenig entsetzte.

Nachdem sie sich von ihrem Schrecken erholt hatte, stellte sie dem Kappadocier vor, daß sie es gewesen, die ihm in Nikomedia, wo er im Käfig dem Hungertode hätte verfallen sollen, das Leben gerettet.

Einen Augenblick schien es, als ginge eine menschliche Regung durch des Kappadociers Herz.

Eine gewisse Bewegung malte sich in seinen Zügen, als er Urbilia ansah, aber in der nächsten Sekunde schon war die schwächliche Anwandlung überwunden.

Den Kopf zurückwerfend, sagte er mit einem grausamen Lächeln:

„Du hast Dir den Kappadocier für Dich selbst erhalten. Wer des Cäsar Geliebte und des welken Nikomedes Weib gewesen, der kann auch den Kappadocier

beglücken. Glaube mir, es waren Tage, wo ich mich mit Dir nicht begnügt hätte, wo mein Sinn höher stand, wo ich mein Blut mit königlichem mischen wollte. Du bist wohl die Wittwe eines Königs, aber kein königliches Blut rollt in Deinen Adern. Und wenn ich dennoch mit Dir fürlieb nehme, so magst Du nur jeden fruchtlosen Widerstand aufgeben. Cäsar's Geliebte und Nikomedes' Wittwe wird mein Weib — das ist festbeschlossene Sache. An Dir ist's, Dich klug darein zu schicken!"

Und wie's der Kappadocier ausgesprochen, so geschah es.

Seinen Sinn beugte nichts; Thränen und Bitten rührten ihn ebenso wenig, wie ihn ein verunglückter Versuch Urbilia's, sich das Leben zu nehmen, umstimmte.

Kaum aber hatte er das Beilager mit der Königswittwe gefeiert, als er sich wieder mit der alten Energie dem ursprünglichen Plane zuwandte, Spartacus die Piratenflotte zuzuführen.

Er fand die zu der Expedition bestimmten Schiffe an der Westspitze Ciliciens bei Coricus versammelt, und fügte die von ihm in Kappadocien geworbenen Tausend der Bemannung bei.

Zwischen Kreta und Rhodus hindurch ging es gegen

Bruttiens Küsten, die in Purpur und Gold glänzende Barke des Kappadociers immer voran.

Als die Flotte die Gestade Bruttiens zur Rechten und jene Siciliens zur Linken vor sich hatte, näherte sich der Kappadocier seiner Gemahlin und sagte zu ihr:

„Wir werden uns trennen, Urbilia! Ich gebe Dich auf, aber damit nicht auch meine Rechte auf Dich. Du hast mich nie geliebt und ich habe auch nie Liebe von Dir verlangt. Die Trennung wird Dir also nicht schwer werden. Aber was ich noch jetzt von Dir beanspruche, wie es auch bisher das Einzige war, was Du mir bieten konntest, das ist Gehorsam."

„Wohin schickst Du mich?" fragte Urbilia kalt.

„Nach Rom!"

„Zu wem?" forschte Urbilia unruhig.

„Zu Cäsar's Gemahlin, zu Cornelia!"

Urbilia's Züge drückten Schrecken und Ueberraschung aus.

„Ich habe eine Rechnung mit Cäsar zu begleichen", fuhr der Kappadocier in gemessenem Tone fort. „Dich brauche ich dazu. Mit Dir geht ein Brief. Die Männer, die Dich begleiten sollen, werden die Ueberbringer desselben sein!"

„Was steht in dem Briefe?" fragte Urbilia.

„Du wirst es von Cornelia erfahren! Ich aber

warne Dich vor jedem Versuche, Deinen Begleitern entfliehen zu wollen. Es würde Dir doch nicht gelingen. Du weißt aus Erfahrung, wie mächtig und schlau die Piraten sind und wie sie überall Freunde finden. Füge Dich also in Dein Schicksal und gehorche. Der Preis des Gehorsams wird Dir vielleicht gefallen. Bringen mir meine Kameraden, die ich Dir zur Begleitung mitgebe, die Botschaft, daß Du nichts gethan hast, was meinem Willen entgegen wäre, so verspreche ich Dir, daß Du mich nie wiedersehen sollst und daß ich meine Rechte auf Dich nie wieder geltend machen will. Du hast es dann nur noch mit Cornelia zu thun und ein Weib findet sich leicht mit dem andern ab!"

Der geringschätzige Ton, in welchem der Kappadocier geredet hatte, schlug wieder in einen ernsten um, als er fortfuhr:

„Eins noch behalte im Gedächtniß. Es würde Dir nichts frommen, wenn Du es auf dem Wege so machen wolltest wie in Cilicien, als ich Dir ansann, mein Weib zu werden. Zehn Augen bewachen Dich, und es würde Dir nicht gelingen, sie zu täuschen und Hand an Dich zu legen. Und selbst wenn es Dir gelänge, verwundet oder todt sieht Dich Cornelia. Sie wird Dich vor Augen haben, wenn sie den Brief lesen wird, den ich Deinen Begleitern mitgebe, und mir, das magst

Du glauben, genügt es, wenn sie, ihn lesend, Dich vor sich hat, ob als Lebendige, ob als Leiche, das gilt mir gleich. Du hast mich gehört Urbilia, Du magst nun gehen!"

Einige Stunden später entfernte sich auf einer jener kleinen, offenen, schnellsegelnden Barken, deren sich die Piraten bei kleinern Streifzügen zu bedienen pflegten und die sie Mauskähne nannten, eine Handvoll Bewaffneter von der Flotte, die eine Frau in ihrer Mitte hatten.

Es war Urbilia, die zagenden Herzens einer ungewissen Zukunft entgegen ging, weil sie ahnte, daß der Brief des Kappadociers Cornelia in das Geheimniß ihrer Beziehungen zu Cäsar würde blicken lassen.

In welchem Lichte stand sie aber dann vor Cäsar's Gemahlin, welcher gegenüber sie auf Catilina's Villa bei Eretum Unbefangenheit und Harmlosigkeit geheuchelt?

Elftes Kapitel.

Die Schlacht um den Graben.

In Bruttien standen inzwischen des Spartacus Heerhaufen und sahen sehnsuchtsvoll nach dem Meere, woher ihnen einzig Rettung kommen konnte, denn das feste Land bot ihnen keine.

Crassus hatte sie eingeschnürt und hielt sie in der schmalen bruttischen Halbinsel, die sie kaum länger zu ernähren im Stande war, festgebannt.

Weil er es nicht wagte, seine Legionen in offener Feldschlacht gegen sie zu führen, zog er von der Krathismündung einen Graben von neun Meilen Länge und schnitt dadurch Bruttien vollständig von dem übrigen Italien ab.

Längs des Grabens legte er Wälle an und von der Höhe derselben wollte er zusehen, wie die Sklaven drüben verhungerten.

Was half es diesen nun, daß sie sich eine Reiterei gebildet, indem sie in Unteritalien alle Pferdeheerden aufgegriffen hatten? Sie konnten mit ihren Pferden nicht gegen Wall und Graben anstürmen, und es dauerte wohl nicht lange, so ging ihre Cavallerie zu Fuß und schlachtete die Pferde, auf denen sie in bessern Tagen gesessen.

Aber eines Tages gefror das übermüthige Lächeln, mit dem Crassus aus seinen unangreifbaren Verschanzungen nach Bruttien hinübersah.

Spione hatten ihm die Nachricht zugetragen, daß eine Piratenflotte in Sicht sei und Miene mache, mit dem Heere des Spartacus zu fraternisiren.

Mit einem Male wurde es Crassus klar, warum sich Spartacus nach der Südspitze Italiens gezogen, und daß er nur nach Bruttien gegangen, um Sicilien so nahe als möglich zu sein.

Schrecken erfüllte das Herz des römischen Feldherrn.

Wenn ihm Spartacus entschlüpfte, so war es mit seinem Kriegsruhm und seiner staatsmännischen Laufbahn für immer vorüber.

Pompejus, der nur auf eine große Schlappe lauerte, die sein Feind Crassus erleiden würde, löste ihn dann im Commando ab.

Er sank dann zur Unbedeutendheit herab und mußte

sich, nachdem er Höheres angestrebt, mit dem Ehrgeize begnügen, der Besitzer der gefülltesten Geldkasse in Rom zu sein.

Die Piraten durften sich nicht mit Spartacus verbinden, das war sofort fest beschlossene Sache bei Crassus.

In seiner gefüllten Geldkiste besaß Crassus das unfehlbare Mittel, diese Verbindung zu hindern.

Er bedachte sich keinen Augenblick, sein immenses Vermögen seinem Ehrgeize zum Opfer zu bringen.

Er wollte Alles hergeben, was er sich erworben, und von neuem anfangen zu arbeiten.

Was ihm die großartigen Bauten eingetragen, die er in Compagnie mit seinen Freigelassenen unternommen, was er in seinem Geschäfte als Banquier und Sachwalter gewonnen, was ihm die Güterkäufe zur Zeit der Aechtungen eingetragen, er wollte seiner Feldherrnehre zu Liebe Alles in die Schanze schlagen.

Seine Boten flogen nach Rom, um gemünztes und ungemünztes Gold centnerweise herbeizuschaffen, während andere mit den Piraten unterhandelten, um sie zum Rückzug zu bewegen.

Im Lager des Spartacus herrschte noch ungemessener Jubel über die Rückkehr des Kappadociers und über die Ankunft der Piratenflotte.

Während die Soldaten jauchzten, beriethen Spartacus und der Kappadocier, wie der Uebergang über die Meerenge am schnellsten und sichersten bewerkstelligt werden könnte.

Darüber vergingen einige Tage, welche der Kappadocier am festen Lande fern von der Flotte zubrachte.

Als er sich nach derselben zurückbegeben wollte, waren die weißen Segel verschwunden.

Einige wenige Schiffe waren zurückgeblieben und ihre Führer benachrichtigten ihn, daß sie das Weite gesucht hätten, weil sie sich vor den römischen Strandschiffen fürchteten.

„Eine Flotte soll es nicht mit einem Dutzend Strandschiffen aufnehmen können?“ schrie der Kappadocier wüthend. „Eitle Ausflüchte, hinter welchen ich des Crassus Goldstangen funkeln sehe!“

Signalbarken flogen hin und her, vergebens, die Flotte der Piraten war nicht zur Umkehr zu bewegen.

Zum ersten Male hatten die Seeräuber einen Kameraden im Stiche gelassen und ein Unternehmen aufgegeben, zu welchem sie sich untereinander verpflichtet hatten.

„Tausend Flüche über sie!“ schrie der Kappadocier wüthend in das brausende Meer hinaus, als ihm die verzweifelte Lage klar wurde. „Sie werden für ihre

Treulosigkeit büßen und das Gold, durch das sie sich haben bestechen lassen, wird ihnen nichts nützen. Die Piraterie ist von diesem Augenblick an eine verlorene, sterbende Sache, mein Fluch weiht sie dem Untergang."

„Bringe uns nach Sicilien!" heulten die Schaaren des Spartacus dem seine Kameraden Verfluchenden in die Ohren. „Bringe uns nach Sicilien, Du hast es uns versprochen!"

„Ich bringe Euch aus Bruttien heraus!" wandte sich der Kappadocier zu den Soldaten. „Ob es uns jetzt noch gelingt, Sicilien zu erreichen, wer weiß es? Jedenfalls wollen wir Alles daran setzen. Geht es aber nicht, so überspringe ich mit Euch den Graben des Crassus, ich schwöre es!"

„Wir glauben Dir, führe uns!" schrieen die Soldaten, und wieder war der Kappadocier der factische Feldherr und Spartacus mußte sich begnügen, neben ihm einherzuwandeln.

Der Kappadocier ließ nun, was an Holzwerk aufzutreiben war, zu Flößen zusammenbinden.

Aber als sich die Soldaten auf diesen improvisirten Fahrzeugen einschiffen wollten, rissen die Flöße in der Mitte entzwei und man sah, daß man nur Zeit verloren habe.

„Glaubst Du auch jetzt noch auf dem Umwege über

Sicilien nach Rom zu kommen?" fragte Spartacus den Kappadocier, als er die letzte Anstrengung, den Seeweg zu forciren, an der gewaltigen Meeresströmung scheitern sah, welche gerade die schmale Meerenge, die Sicilien von Bruttien trennte, so unsicher und gefährlich machte.

Es war mehr Schmerz als Zorn, was aus der Stimme des Sklavenführers heraustönte, als er die bange Frage an den Piraten richtete, der sich Sinne und Gemüther der Soldaten so unterthan zu machen verstanden, daß ihm diese williger und opferfreudiger gehorchten als ihrem erprobten Feldherrn, der sie aus der Fechterschule des Lentulus zu welterschütternden Siegeszügen geführt.

„Jetzt heißt es den Stier an den Hörnern fassen!" entgegnete der Kappadocier trotzig. „Wenn wir nicht über Sicilien nach Rom gelangen können, so müssen wir den Weg durch Lucanien und Campanien einschlagen. Denn Rom muß unser werden!"

„Unsinniger!" rief Spartacus. „Siehst Du den Graben nicht, der uns, fünfzehn Fuß breit und ebenso tief, vom Heere des Crassus trennt, das uns hinter hohen Mauern, geschützt durch Thürme und Bollwerke aller Art, erwartet?"

„Der Graben darf uns kein Hinderniß sein, unsere

braven Fechter werden ihn im stürmenden Anlauf überspringen!" sagte der Kappadocier. „Laß uns das Heer in drei Haufen trennen und Crassus gleichzeitig auf drei Seiten angreifen. Führe Du das Centrum, laß den Parther den einen Flügel befehligen, mich aber die gefährlichste Stelle für mich selbst aussuchen. Wir kommen hinüber, ich bürge dafür!"

„Es wäre nur recht und billig, wenn Du uns hinüberbrächtest, nachdem uns Deine Rathschläge in diese schlimme Lage versetzt und viel unersetzliche Zeit gekostet haben", bemerkte Spartacus ernst. „Aber ehe es geschehen, laß mich immerhin an der Möglichkeit des Gelingens zweifeln."

Spartacus mochte jedoch immerhin zweifeln, das Heer glaubte an den Kappadocier.

Das Zauberwort Rom elektrisirte die Schaaren und ließ sie das Leben nicht achten.

Was lag daran, wenn Tausende sich an den Wällen, hinter welchen das Heer des Crassus stand, den Kopf zerschellten, den Ueberlebenden gehörten die unerschöpflichen Schätze Roms!

Wie ein Taumel ergriff es die Massen, daß sie auf des Kappadociers Commando in zweitägiger Schlacht immer von neuem gegen die römischen Bollwerke stürmten, um sich stets Tod und Verderben zu holen.

Als der Kappadocier am Abend des zweiten Tages den Kampf einstellte, weil die Streiter vor Müdigkeit nicht weiter konnten, deckten fünfzehntausend Leichen das Schlachtfeld.

„Glaubst Du noch nach Rom zu kommen?" fragte Spartacus in der Nacht mit zitternder Stimme den Kappadocier.

„Gewiß!" entgegnete dieser funkelnden Auges. „Laß die Soldaten ausschlafen, ich will indessen den Wall recognosciren und seine schwache Stelle ausfindig machen."

„Bedenke eins!" sagte Spartacus düster. „Noch zwei solche Schlachttage wie die letzten, und wir haben kein Heer mehr."

„Ich habe es wohl bedacht!" antwortete der Kappadocier. „Aber ich sage Dir, wir kommen hinüber und selbst die fünfzehntausend todten Kameraden, welche das Feld bedecken, sollen uns dabei helfen! Unterhandle mit Crassus, daß er uns gestattet, unsere Gefallenen aus den Gräben zu holen und zu beerdigen. Errichte zum Scheine Scheiterhaufen, als ob wir die Leichen verbrennten, in Wahrheit aber sammle sie zu einem riesigen Haufen und halte Dein Heer bereit, daß es in jedem Augenblicke nach dem Punkte aufzubrechen im Stande ist, den ich jetzt ausfindig machen will."

Der Kappadocier verließ das Lager und blieb zwei Tage aus.

Als er am dritten Morgen wiederkehrte, sagte er:

„Ich habe gefunden, was ich suchte. Sechs Meilen von hier ist eine schwach vertheidigte Stelle. Dorthin laß mich heute Nacht mit drei Viertheilen des Heeres insgeheim aufbrechen. Laß mich den ganzen Troß, die Pferde, die Stiere, die Gefangenen und die Gefallenen mitnehmen. Du beschäftige hier indessen den Feind und halte ihn in dem Glauben, daß er unsere ganze Macht vor sich habe. Wenn zehn Stunden nach meinem Ausmarsche vorüber sind, dann greife ihn zum Scheine an. Du wirst weiter von mir hören!“

„Ich will mich Dir noch einmal unterordnen!“ sagte Spartacus, dem die wilde Energie des Kappadociers Achtung und Bewunderung abzwang, wenngleich er sich nach den bisherigen verunglückten Versuchen wieder kein Resultat versprach.

Der Kappadocier schien vom Himmel begünstigt zu werden, denn die Nacht, welche anbrach, war eine so stürmische, daß Crassus nicht glauben konnte, der ermüdete Feind würde sie zu einem Unternehmen benutzen.

Arglos hütete der römische Feldherr seine Schanzen, während der Kappadocier mit vierzigtausend Mann

fünfzehntausend Leichen, fünftausend Gefangenen, sechstausend Pferden und doppelt so viel Rindern auszog, um an einer sechs Meilen entfernten Stelle den Uebergang zu forciren.

Es war ein schauerlicher Zug und er ging nur langsam von statten, denn fast jeder zweite Lebendige trug einen Todten auf den Schultern.

Abwechselnd mußten die Gefangenen die Todten schleppen, oder man setzte die Leichen den Reitern vors Gesicht auf die Pferde.

Jetzt hatte man die schwachbewehrte Stelle des Walls erreicht.

Das Erste, was die Leute des Kappadociers thaten, war, daß sie die fünfzehntausend Leichen in den Graben warfen.

Aber dieser war damit noch nicht bis zum vierten Theile gefüllt.

Wohl aber war die Besatzung drüben alarmirt und ein wilder Kampf entspann sich.

Dieser durfte nicht so lange dauern, daß den Römern Succurs kommen konnte, in einigen Stunden mußte Alles beendet sein.

„Erwürgt die Gefangenen!“ befahl der Kappadocier.

Der Befehl wurde sofort ausgeführt.

Ehe eine halbe Stunde vergangen war, hatte man fünftausend neue Leichen, den Graben zu füllen.

Aber noch immer klaffte er tief und weit, mochte man auch Alles, was man von Reisig und Holz mitgeschleppt, hineinwerfen.

„Tödtet die Pferde, wir kommen zu Fuße auch nach Rom!" schrie der Kappadocier.

Die Soldaten gehorchten zögernd, aber sie gehorchten.

Rom stand ja auf dem Spiele.

Besser, zu Fuße nach Rom kommen, als hier verderben. Der Kappadocier hatte Recht.

In einer Stunde lagen sechstausend blutige Pferdeleichen im Graben.

Aber dieser war noch immer nicht so, daß man ihn passiren konnte, ohne sich zu lange den verderblichen Geschossen des römischen Detachements auszusetzen, das drüben in Waffen stand und schon kleine Verstärkungen an sich zu ziehen anfing.

Wehe, wenn erst Crassus kam!

Seine Vorpostenlinien mußten bereits alarmirt, Boten, ihn aufzujagen zu forcirtem Marsche, unterwegs sein.

Jetzt war ein Moment gekommen, wo selbst dem Kappadocier der Muth sank und er verzweifelnd um sich blickte.

Sein Blick traf die dichtgedrängten Reihen des Zugviehs.

„Kameraden", rief er, „als Ihr aus der Fechterschule auszogt, führtet Ihr keine Stiere mit Euch, und Ihr siegtet und verschafftet Euch Tausende von Rindern. Wenn Ihr diese jetzt in die Schanze schlagt, so ersetzen Euch Lucaniens und Campaniens blühende Gefilde morgen tausendfach den Verlust! Auf! Bedenkt Euch keinen Augenblick, stecht die Stiere nieder, sie werden uns gerade den Graben füllen und ihn zur Brücke machen, die uns nach Rom führt!"

Und das Schlachtfeld wurde zur Schlachtbank.

Der Graben füllte sich mit zehntausend Rinderkörpern.

Was der Troß an Gepäck, was der einzelne Mann an Entbehrlichkeiten hatte, flog auch noch in letzter, äußerster Anstrengung in den Graben, selbst Rüstungen pflasterten ihn — er klaffte nicht mehr, er nahm die Tausende des Kappadociers auf, die sich wie ein brausendes Meer über ihn ergossen, die römischen Verschanzungen erstiegen und mit dem Morgengrauen auf lucanischem Boden und im Rücken des Crassus standen, der sie nicht anzugreifen wagte.

Er mußte zusehen, wie der Kappadocier den unter Spartacus' Befehl zurückgelassenen Heerestheil an sich

zog, aus dem mit Menschen- und Thierleichen, mit Gepäck, Holzwerk und Rüstungen gefüllten Graben herausholte, was er brauchen konnte und sich dann anschickte, die nun unbeschützt vor ihm liegenden Thäler Lucaniens und Campaniens zu überfluten.

Der Weg nach Rom stand den Schaaren des Spartacus jetzt wirklich offen.

Der Kappadocier hatte sein Wort glänzend gelöst und sein geschädigtes Ansehen war in glorreicher Weise wiederhergestellt.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.